48552
10

Digitized by Google

48552.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

Digitized by Google

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierundzwanzigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

43552.10

HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Hale fund

Digitized by Google

Die jüngsten
Kinder meiner Laune.

Von

August von Kotzebue.

Vierter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geprüfte Liebe.

Eine Erzählung

von

August von Kotzebue.

Erster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

An meinen Freund

Karl Georg Graumann

in Petersburg.

Alte Liebe roſtet nicht, behauptet das deutſche Sprichwort, und lügt, wie ſo manches andere; denn ich habe ſchon tauſendmal in meinem Leben alte Liebe roſten ſehen, und ſo roſten, daß auch nicht einmal eine Erinnerung an die engſten Vertraulichkeiten übrig zu bleiben ſchien.

Laß uns, mein beſter Graumann, die Freundſchaft an die Stelle der Liebe ſetzen, laß uns ſagen: alte Freundſchaft roſtet nicht; ſo darf ich mein Auge dankbar zum Himmel emporheben, und ausrufen: das Sprichwort iſt wahr!

Du, ſeit achtzehn Jahren mein treuer, biederer Freund! ſo weit auch oft auf der Bahn des Lebens unſere Straßen von einander abwichen, ſo vergaßen wir doch nie, uns freundlich zuzuwinken,

und — laß mir den ſüßen Glauben — daß einſt noch dort, wo der Tod der Wegweiſer iſt, und alle unſere Fußpfade in eine große Straße zuſammen laufen, du dem Greiſe eben ſo traulich die biedere Hand reichen wirſt, als du ſie einſt dem Jüngling reichteſt.

Den Kindern meiner Laune, die ich dir heute darbringe, gewähre, Lieber! dieſelbe Nachſicht, mit welcher du vor achtzehn Jahren dem erſten Lallen meiner Muſe dein Ohr lieheſt. Findeſt du nicht alle dieſe Kinder mit dem Waſſer der Hippocrene getauft, ſo ſind es doch meine Kinder, und du wirſt, um des Vaters willen, ſie nicht verſtoßen.

Jewe, den 2. Juli 1795.

Kotzebue.

Geprüfte Liebe.

Erster Band.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Der Knabe.

Wilhelm ſaß am Bache unter einem Erlenbaume. Er hatte eben die junge Rinde von einem Weidenaſt gelöſt, und eine Hirtenflöte daraus geſchnitzt. Er ſaß und blies einfache, ſchwermüthige Melodien, dann blickte er wieder ſtarr in den Bach und weinte bitterlich. Ein paar Schritte vom Ufer lag ſein Hut, und in dem Hute ein Stück Brot. Die Stieglitze und Finken hüpften immer näher von Zweig zu Zweig, und wurden endlich ſo dreiſt, ſich Brotkrumen aus dem Hute zu holen. Wilhelm ſah es, lächelte wehmüthig, und zwang ſich, leiſer zu ſchluchzen, um die kleinen Gäſte nicht zu ſtören.

»Warum weinſt du, Knabe?« ſchallte plötzlich eine grobe Stimme hinter ihm.

»Warum weinſt du, Knabe?« gab ein feines, liebliches Echo die Worte zurück. Wilhelm erſchrack und wurde roth, als ſei er auf einer böſen That ertappt worden. Die Menſchen ſchämen ſich einer Gabe, die doch von ihrer edlen Abkunft zeugt. Sie ſchämen ſich der Thränen. Niemand mag gern ſehen laſſen, daß er geweint hat. Sie hauchen auf die Schnupftücher und drücken ſie auf die rothen Augen, um die letzte Spur der Menſchheit weg zu wiſchen.

Digitized by Google

Wilhelm hatte nicht Zeit, die großen Tropfen aufzufangen, die über ſeine braune Wange rollten. Er gaffte mit hellen ſchwarzen Augen den Frager an. Es ſtand vor ihm ein dicker Mann in einem ſchlichten dunkelblauen Rocke und einer runden Perücke; in der rechten fleiſchichten Hand trug er ein langes ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe, und an der linken hielt er ein holdes eilfjähriges Mädchen, auf deſſen Roſenwange die Abendſonne durch die Blätter ſpielte, und in deſſen blonden Locken ein muthwilliger Zephyr tändelte.

»Warum weinſt du, armer Knabe?« wiederholte das freundliche Geſchöpf, und ließ ſelbſt ein Thränchen auf den Strauß von Maiblumen fallen, den es eben gepflückt hatte.

»Ach Mamſellchen!« ſagte Wilhelm und raffte ſich auf, »ich weine, weil ich nicht weiß, was in der Welt aus mir werden ſoll.«

»Biſt du eine Waiſe?« fragte der dicke Mann.

Wilhelm. Ach nein! ich habe noch einen Vater — der Herr wird ihn wohl kennen, er hat oft in ſeinem Hauſe gearbeitet.

Der dicke Mann. Wer iſt dein Vater?

Wilhelm. Der Packträger Hans Wieſe. Er hat mich bis jetzt zur Schule gehalten. Ich kann leſen und ſchreiben, und auch den Cornelius Nepos exponiren. Nun ſind die Zeiten ſchwer. Der Vater ſpricht, er kann das Schulgeld nicht mehr verdienen, ich ſoll auch Packträger werden, und mein Brot ſuchen.

Der dicke Mann. Und das gefällt dir nicht?

Wilhelm. Ich wollte so gern etwas Rechtschaffenes lernen.

Der dicke Mann. Mein lieber Sohn, jeder Mensch auf der Welt ist im Grunde nur ein Packträger, und wer seinen Packen nur aus einem Hause in das andere tragen, und dort abwerfen darf, der ist wahrlich nicht am schlimmsten d'ran.

Wilhelm sah ihn an; in seinen klaren Augen war zu lesen: ich verstehe Sie nicht.

»Du verstehst mich nicht," fuhr der dicke Mann fort, »und es wäre besser, ich verstünde mich selbst nicht. — Wie alt bist du?"

Wilhelm. Dreizehn Jahr.

Der dicke Mann. Dann bist du freilich noch zu jung und schwach für deines Vaters Gewerbe.

Wilhelm. Arbeiten wollte ich gern, aber dann vergesse ich alles wieder, was ich in der Schule gelernt habe. Ich dachte immer: du sollst recht fleißig sein, wer weiß, bringst du es einmal bis zum Schulmeister, und kannst deinem alten Vater Brot geben, wenn er nicht mehr im Stande ist, Packen zu tragen.

»Hilf ihm, Vater!" lispelte das kleine Mädchen, schmiegte sich an den dicken Mann, und sah mit glänzenden Augen zu ihm hinauf. Als der Vater nicht gleich antwortete, setzte sie bittend hinzu: »heute ist mein Geburtstag, du hast mir noch nichts geschenkt."

Digitized by Google

Das traf den guten Alten, er faßte ihr lächelnd und ſanft an das Kinn, und ſprach zu Wilhelm: »weine nicht Knabe, ich will das Schulgeld für dich bezahlen. Komm Morgen früh mit deinem Vater zu mir, ſo wollen wir das Weitere verabreden.«

Wilhelm ergriff haſtig ſeine Rechte und benetzte ſie mit Thränen; das kleine Mädchen küßte die Linke; der Alte war gerührt. Wilhelm bot dem Mädchen ſeine Hirtenflöte an. Es nahm ſie freundlich, nickte mit dem Kopfe, und gab ihm dagegen den Strauß von Maiblumen. Sie ſprachen kein Wort dabei, aber das Mädchen beſah die Flöte mit Wohlgefallen, und Wilhelm drückte die Maiblumen an ſein Herz.

»Auf Wiederſehen!« ſagte der dicke Mann im Weggehen, und das kleine Mädchen hüpfte munter an ſeiner Hand durch den Erlenbuſch. Wilhelm gaffte ihr lange nach. Sie ſah ſich noch oft um, und nickte jedesmal freundlich, bis ein Hügel den kleinen Engel verbarg. Da griff Wilhelm nach ſeinem Hute, krümelte das Brot den Stieglitzen in's Gras, ſteckte den Maiblumenſtrauß mit mehr Stolz auf den Hut, als ein junger Cornet ſeinen erſten Federbuſch, und ging fröhlich heim.

Zweites Kapitel.

Der erſte Beſuch.

Wer ſich mit dem Gedanken zu Bette legt: Morgen ſteht dir etwas Wichtiges bevor! der erwacht gewöhnlich ſehr früh. Es war kaum Tag geworden, als Wilhelm ſchon vor einem zerbrochenen Taſchenſpiegel ſtand, Mehl in ſeine Haare ſtreute, und einen ſtattlichen Zopf zu flechten bemüht war. Ein roſenfarbenes, verſchoſſenes Kleid, von ziemlich feinem Tuche, ſchon vor drei Jahren von einem Trödler erkauft, und folglich überall zu kurz, erhielt jetzt einen neuen Schmuck durch den halbverwelkten Maiblumenſtrauß, der mit zwei großen Stecknadeln auf der linken Bruſt befeſtigt wurde. Der Vater legte ein braunſeidenes Tuch um den Hals, und zog den meſſingenen Kamm wohl zwanzigmal durch das rundgeſchnittene Haar. Dann hölte er den dunkelblauen Sonntagsrock mit der Scharlachweſte aus dem wohlverſchloſſenen Kaſten; der Aufſchlag ſtieg hoch bis zur Schulter hinauf, und ſenkte ſich breit bis zur Hüfte hinab; ein weiß gewaſchener Hemdermel legte ſich prahlend in hundert Falten. Ein Stock von Weinrebe mit einem elfenbeinernen Knopfe, ſchwebte an einem ledernen Bande an ſeiner Hand, und ein Hut mit drei großen Spitzen bedeckte ſein Haupt.

So ſtattlich ausgerüſtet, machten ſich beide auf den Weg zu dem dicken Manne, und der Vater dankte Gott im Stil-

len, daß er ſogar Herzen erweckt habe, um ſeinem armen Wilhelm ehrlich durch die Welt zu helfen.

Herr Jerome, den die Bürger der kleinen Landſtadt L** nur Schromm zu nennen pflegten, war ein franzöſiſcher Emigrant, den aber weder das Edikt von Nantes, noch der National-Konvent vertrieben hatten, ſondern der blos dem Glücke nachlief, weil es ihn zu Hauſe nicht ſuchte; ein römiſch-katholiſcher Rechtgläubiger, und übrigens ein fleißiger Strumpffabrikant, der ſchon ſeit zwanzig Jahren in Deutſchland hauſte. Hier war ſein Gewiſſen durch ein Paar ſchöne Augen dahin gebracht worden, daß es ſich nach den Wünſchen ſeines Herzens bequemte, wie ſeine Strümpfe nach großen und kleinen Füßen; mit andern Worten: er hatte ſich erkühnt, eine Proteſtantin zu heirathen, die ein Jahr nachher im Wochenbette ſtarb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ, von dem Vater Jeannette, und von den übrigen Leuten im Hauſe Hannchen genannt.

Herr Jerome war dick, aber wenn ihm ein Leidender die Hand auf die Bruſt legte, ſo fühlte er das Herz laut genug klopfen. Er lachte gern, und trank gern ein Glas Burgunder, lieber noch in Geſellſchaft, und am liebſten, wenn er des Morgens Jemand eine Wohlthat erzeigt hatte; denn Wohlthaten machen fröhlich, d'rum gibt der Fröhliche lieber als der Murrkopf.

Die Thüren flogen ſchnell auf, als Hans Wieſe mit ſeinem Sohne gemeldet wurde. Herr Jerome ſchmauchte eben eine Pfeife Knaſter, und Hannchen brockte eine Semmel in

den Thee; neben ihrer Taſſe lag die Hirtenflöte. Sie nickte dem Geber freundlich zu, der ihren Gruß mit ungeſchickten Kratzfüßen erwiederte, und deſſen Wangen ſich röther färbten, als ſeines Vaters Weſte. Sie ſah auf die Hirtenflöte und dann auf ihn, als wollte ſie ſagen: »ſiehſt du, wie lieb mir dein Geſchenk iſt?« Er ſchlug die Augen nieder und ſpielte mit den Maiblumen, als wolle er antworten: es geht mir eben ſo.

Hans Wieſe führte das Wort. Er ſprach viel von chriſtlichen Herzen und Gottes Segen, getraute ſich auch ſogar zu behaupten, daß der Mann, der arme Waiſen unterſtütze, trotz ſeines verkehrten Glaubens, noch wohl einſt unter die Schafe zur Rechten geſtellt werden könnte.

Herr Jerome lächelte gutmüthig, und blickte auf ſeinen Tabaksrauch, als wolle er ſagen: Rauch oder Nebel, das kommt auf eins heraus.

»Es ſoll mir lieb ſein,« ſprach er mit einer ſanften Bewegung des Hauptes, »wenn der junge Burſche immer fleißig und ordentlich iſt. Ich bezahle das Schulgeld, will ihn auch ſonſt an keiner Nothdurft Mangel leiden laſſen. Beim Stadtkantor mag er wöchentlich ein Paar Singſtunden beſuchen, denn ich höre, daß er Luſt hat, Schulmeiſter zu werden. Er mag täglich hieher kommen, und mit meinen Fabrikmeiſtern eſſen und trinken was Gott beſchert, ſo höre ich denn wohl gelegentlich, ob er Fortſchritte macht. Gott befohlen! um zwölf Uhr iſt der Tiſch gedeckt.«

»Nun Wilhelm, bedanke dich doch!« murmelte der

Vater, indem er mit ſeinem breiten Aufſchlag den Arm des Sohnes peitſchte. »Geh und küß dem lieben Herrn die Hand.«

Der Himmel weiß, wie es zuging, Wilhelm wankte ſchüchtern bis an den Theetiſch und küßte Jeannetten die Hand. Das Mädchen wurde feuerroth, Hans Wieſe ſagte: »Tölpel!« und Herr Jerome lächelte: »laß Er es nur gut ſein, Vater! Der Burſche hat ganz Recht, denn was ich für ihm thue, verdankt er im Grunde meiner Tochter.«

Nach mancher linken Verbeugung, die kein Tanzmeiſter würde haben gelten laſſen, und manchen hergeſtotterten Segenswünſchen, die Gott und das Herz des guten Alten vollkommen gelten ließen, empfahl ſich das glückliche Paar. Wilhelm wollte anfangs Höflichkeits halber rückwärts zur Thür hinausſchreiten, aber die Eitelkeit flüſterte ihm zu: dreh dich doch um, damit das hübſche kleine Mädchen deinen ſtattlichen wohleingepuderten Haarzopf zu ſehen bekommt. Flugs drehte er ſich um und wanderte mit ſteifem Halſe von dannen.

Drittes Kapitel.

Der Birnbaum.

Wilhelm wuchs heran, lernte ſchreiben, leſen, rechnen, ſingen, und wußte Luther's kleinen Katechismus auf den Fingern herzuſagen. Hannchen wuchs auch heran, und lernte mehr noch als Wilhelm, wenn ſie aber beide beiſammen waren, pflegten ſie zu vergeſſen, was ſie gelernt hatten. Täglich ſpeiſte Wilhelm mit den Arbeitern des Herrn Jerome; Sonntags wurde er nicht ſelten an die Tafel ſeines Wohlthäters gezogen, weil er ein manierlicher, beſcheidener Burſche war. Er vergaß niemals, die Geſundheit der ſämmtlichen Anweſenden zu trinken, und hatte dabei gewöhnlich das Unglück, einige Tropfen rothen Wein auf das Tiſchtuch zu verſchütten, weil ſeine Hand zitterte, wenn ſein Blick beim Rundegehen auf Hannchen traf.

Den Geburtstag des Herrn Jerome feierte Wilhelm alljährlich durch ein ellenlanges Gedicht in Alexandrinern, zierlich geſchrieben auf einen Royalbogen, und in türkiſches Papier mit blauer Seide genäht. Hannchens Geburtstag wurde nicht minder beſungen, aber in Dactylen, und ſtatt der blauen Seide, nahm er dann zum Einbinden purpurrothe. Der Vater ſchenkte ihm bei ſolchen Gelegenheiten einen harten Gulden, und die Tochter einen freundlichen

Blick. Der Gulden wanderte in die Taſche, der Blick in's Herz. Den Gulden brachte er gewöhnlich ſeinem Vater, und behielt keinen Groſchen davon für ſich; den Blick hätte er weder mit Vater noch Mutter getheilt. Es war ihm dabei zu Muthe, wie den jungen Herren in London, wenn ſie des Doktor Graham himmliſches Bett beſteigen.

Von den ſüßeſten Gefühlen weiß der Menſch ſich keine Rechenſchaft zu geben, weil ſie ihm, Dank ſei es dem Schöpfer! angebornes Bedürfniß ſind; Haß, Neid, Verleumdung, und wie die Furien alle heißen, ſind ſpätere Baſtarde des geſellſchaftlichen Vertrags. Wilhelm hatte nie darüber nachgedacht, warum er eben für Hannchen purpurrothe Seide nahm? und weswegen bei ihrem Anblick ſein Herz hüpfte wie ſeine Dactylen? Auch Hannchen wußte nicht, warum ſie gerade in der Mittagsſtunde, wenn Wilhelm zum Eſſen kam, immer vor der Hausthür ſaß? und warum ſie Sonntags, beim Suppevorlegen, immer ihm die meiſten Frikandellen herausfiſchte? Das kam blos daher, weil man, ohne es zu ahnen, in der erſten Hälfte des menſchlichen Lebens täglich für die Liebe reift, wie in der andern für den Tod. Liebe und Tod haben manches mit einander gemein: kein Sterblicher trotzt ihrer Gewalt; beide überraſchen wie ein Dieb in der Nacht; beide verſetzen in Elyſium. Ein Sterbender und ein Liebender ſind auch darin einander ähnlich, daß die Zuſchauer gewöhnlich früher wiſſen als ſie ſelbſt, wie es eigentlich mit

ihnen steht. Glücklicherweise war das nicht der Fall bei Wilhelm und Hannchen, denn Herr Jerome ließ sich nicht träumen, daß seine Tochter über den liebenswürdigen Jüngling den Packträgers Sohn vergessen könne, oder daß Wilhelm seine Augen bis zu einer Fabrikantentochter erheben werde; er vergaß, daß Freiheit und Gleichheit das Losungswort der Liebe wie des Todes ist.

Als nun Wilhelm bereits leichten Flaum auf der Oberlippe trug, und Hannchens Busentuch sich zu wölben begann, da führte Schalk Amor mit schlauer List eine Gelegenheit nach der andern herbei, um die Keime zu entwickeln, die er spielend in Kinderherzen gestreut hatte.

Herr Jerome, der überall für einen wohlhabenden Mann galt, besaß unter andern einen Garten vor dem Thore, wo er an schönen Sommerabenden seinen eignen Sommerabend genoß. Dahin kam denn auch Wilhelm, wenn er sein Gedächtniß den ganzen Tag gemartert, oder sich heiser gesungen hatte, um sich an einer frischen Milch mit Erdbeeren zu erquicken.

An einem heitern Herbsttage begab es sich, daß Hannchen nach einer Birn lüsterte, die ein Gipfel des Baumes rothwangig lockte. Wilhelm war gleich fertig hinauf zu klettern; das Verlangen ihr gefällig zu sein, vermählte sich mit der kleinen Eitelkeit, ihr zu zeigen, wie geschickt und schnell er auf den höchsten Baum zu klettern verstehe, denn

es ist ein seliges Gefühl: der Geliebten Bewunderung entlocken. Schon war er den Stamm hinauf gerutscht, und wand sich nun mit Leichtigkeit von Ast zu Ast.

»Wilhelm! Wilhelm! du wirst fallen!« rief der Alte aus der nahen Gartenlaube. »Es hat nichts zu bedeuten,« versetzte Wilhelm keck, und streckte eben die Hand nach der lieblichen Frucht aus. Da sein Arm aber noch immer ein wenig zu kurz war, und er sich daher mit dem Oberleibe zu weit vorwärts bog, so verlor er das Gleichgewicht, strauchelte, griff nach einem Ast, der zufälligerweise verdorrt war, der Ast brach, und Wilhelm fiel wie ein Sack zu Boden.

Hannchen schrie laut auf! »Da haben wir's!« sagte der Alte, und watschelte herbei. Die Zweige hatten den kecken Buben im Fallen die rechte Backe aufgeritzt. »Wilhelm! du bluteſt!« rief Hannchen zitternd.

»Kleinigkeit,« sagte Wilhelm mit schmerzhaft verzogenem Gesicht, und krümmte sich im Grase.

Herr Jerome. So steh doch auf.

Wilhelm. Gleich, gleich —

Hannchen. Um Gottes willen! was ist dir? steh auf!

Wilhelm. Ich kann nicht —

Hannchen. Warum nicht?

Wilhelm. Ich habe ein Bein gebrochen.

Hannchen war bei diesen Worten einer Ohnmacht nahe.

Digitized by Google

Sie jammerte und wehklagte so ängstlich, daß Wilhelm nichts weiter bedauerte, als daß er nicht beide Beine gebrochen hatte. Er wurde auf eine Tragbahre gelegt, sanft nach der Stadt gebracht, und in Herrn Jerome's Hause sechs Wochen lang auf das Sorgfältigste verpflegt. Täglich zweimal kam Hannchen mit ihres Vaters Wissen ihn zu besuchen, und täglich zwanzigmal kam sie ohne ihres Vaters Wissen, brachte Gelee, eingemachte Früchte, Kraftsuppen, und freundliche, mit wunderbaren Heilkräften begabte Blicke.

»Wie geht es dir, Wilhelm?« sagte sie einmal zu Anfang der siebenten Woche. »Ach! leider bin ich gesund!« klagte Wilhelm, »und die glücklichsten Tage meines Lebens sind verstrichen!«

»Du fantasirst, lieber Wilhelm, hast du nicht immer zu Bette gelegen, und die heftigsten Schmerzen ausgestanden?«

»Ach! wie leicht waren sie vergessen, wenn ich Hannchen herein treten sah.«

Er verbarg bei diesen Worten sein glühendes Gesicht im Kopfkissen, und Hannchen, mit holder Schamröthe übergossen, machte sich ein Geschäft am Fenster, wobei sie etwas ungeschickt drei Medizingläser herunterwarf. Dabei blieb es aber vor der Hand. Der Wundarzt erklärte, was Wilhelm von freien Stücken nie erklärt haben würde: daß sein Patient völlig wieder hergestellt sei. Er verließ also mit

einem tiefen Seufzer das Haus, wo ſein Herz weit mehr genoſſen, als ſein Bein gelitten hatte. Der Winter deckte mit Schnee den Garten vor dem Thore und das glimmende Feuer der erſten Liebe. Hannchen und Wilhelm ſahen ſich ſeltener, und wenn ſie ſich ſahen, drückte ſie eine bisher ungekannte Verlegenheit.

Der Jüngling erhielt indeſſen von ſeinen Lehrern das beſte Zeugniß. »Er iſt fleißig und hat Talent,« hieß es, »nur Schade, daß er zuweilen ein Träumer iſt. Stunden lang kann er ſitzen, und mit offenem Munde vor ſich hinſtarren. Ruft man ihn, ſo hört er nicht; ſchüttelt man ihn, ſo fährt er erſchrocken auf! und frägt man, woran er gedacht hat? ſo lautet die Antwort gewöhnlich: an nichts.«

Ich weiß wohl, woran ich denke; ſprach Wilhelm leiſe zu ſich ſelbſt, ich weiß wohl wovon ich träume; aber euch kann ich es doch nicht ſagen. Hannchen kam es auch ſo vor, als wüßte ſie es, ſie konnte es aber noch weniger ſagen als Wilhelm.

Viertes Kapitel.

Der Kanarienvogel.

Kaum weckte das Frühjahr jeden Keim zum Leben, jeden Vogel zur Liebe, als Herr Jerome auf's neue ſeinen Garten zu beſuchen anfing. Dort ſaß Hannchen oft unter dem unglücklichen Birnbaum, und wunderte ſich, daß ihr Buſen, der ſich jetzt höher wölbte als vormals, doch weit enger ſchien, als da ſie noch ein Flügelkleid trug. Mit dem Flügelkleide waren auch die Freuden der Kindheit vorüber gerauſcht. Im vorigen Herbſt ſchien ihr der Birnbaum nur noch wegen ſeiner Früchte intereſſant, jetzt zog ſie die Blüten vor. Damals mochte ſie wohl einen Finken mit beſchnittenen Flügeln im Zimmer hüpfen ſehen, jetzt hörte ſie lieber ſeinen Geſang im Gipfel der Linde. Die Kindheit zerſtört gern; die Jugend genießt; der Mann möchte gern wieder aufbauen, wird aber vom Greiſe überraſcht, der ſich unter den Ruinen niederläßt, um auszuruhen.

Hannchen hatte aus dem reichen Schatz ihrer kindiſchen Freuden nichts übrig behalten, als einen geliebten Kanarienvogel, der mit Hilfe einer Leier gelernt hatte, die Melodie des Liedes Marlborough s'en va-t-en guerre zu ſingen. Er ſaß oft auf ihrer Schulter, und pickte ihr den

Zucker aus dem Munde. Da ihr Vater und dieſer Vogel die einzigen Geſchöpfe waren, von welchen ſie andern und ſich ſelbſt geſtehen durfte, daß ſie mit warmer Liebe an ihnen hänge, ſo überredete ſie ſich nach und nach ſelbſt: der kleine Marlborough ſei ihr unentbehrlich geworden. »Ich würde mich zu Tode grämen, wenn er ſtürbe,« ſagte ſie oft. Das heißt mit andern Worten: »ich kann nicht leben ohne Liebe, und weiß noch nicht, wie leicht es iſt, einen Kanarienvogel zu erſetzen.«

An einem ſchwülen Tag begab es ſich — Wilhelm war auch im Garten — daß man alle Fenſter des Hauſes geöffnet hatte, um ein Lüftchen einzuladen, welches ganz beſcheiden kaum die Weinblätter wiegte, die ſich an den Fenſtern empor rankten. In dem kleinen Marlborough, der frei im Zimmer herumflatterte, regte ſich plötzlich der unruhige Geiſt ſeines großen Ahnherrn. Vielleicht lockte ihn auch das Zwitſchern eines Sperlings, und erinnerte ihn, daß trotz ſeines goldenen Gefieders und der Schmauſereien von Zuckerbrot, er doch im Grunde nur aus einem Sperlingsgeſchlecht entſproſſen ſei. Er beſchloß den Höflingen ein Beiſpiel zu geben, und ſich zu ſeinen niedrigen Verwandten herab zu laſſen. Huſch! war er zum Fenſter hinaus, und es fehlte nicht viel, ſo wäre Hannchen hinterdrein geſprungen. Sie ſtand mit ausgeſtreckten Armen, und ſchrie, als ob ſie unten im Garten jemanden ermorden ſähe.

Es währte lange, ehe man erfahren konnte, warum ſie ſchrie? denn niemand hatte den kleinen Flüchtling be-

Digitized by Google

merkt, und Hannchen war so erschrocken, daß sie nicht einmal das Wort Marlborough hervorstottern konnte. Wilhelm stand vor ihr, bewegte die Lippen, bewegte jeden Finger, und schien ihr mit ängstlichen Blicken die Worte aus dem Munde ziehen zu wollen. Als er endlich erfuhr, wovon die Rede sei? da nahm er den kürzesten Weg zum Fenster hinaus, und Hannchen stand im Begriff, ihm auf dem nämlichen Wege zu folgen, wenn nicht die weibliche Sittsamkeit sie noch zu rechter Zeit am Rocke gezupft hätte. Sie flog durch die Thüren, und gesellte sich zu Wilhelm, dessen Auge vom Baume zu Baume irrte.

»Dort sitzt er!« rief er plötzlich, und zeigte auf einen Kirschbaum, wo Marlborough an einer Maikirsche schmauste. »Aber wie soll ich ihn von da herunter locken, ohne ihn schüchtern zu machen?«

Wilhelm pfiff, Hannchen rief, alles vergebens! Ein Stück Zucker wurde ihm von weitem gezeigt, er schielte darnach, wie ein genügsamer Landmann, der an eine fürstliche Tafel geladen wird, und zu Hause seine Buttermilch mit froherem Muthe verzehrt. Nachdem er die gelbe Maikirsche bis auf den Kern weggepickt hatte, flatterte er lustig davon, gleich dem Günstling einer vornehmen Dame, der seiner Gebieterin Töne vorpfeifen mußte, die sein Herz ihm nicht eingab, und nun endlich das Glück hatte, in Ungnade zu fallen. Seine Verfolger waren flink hinterdrein. Er setzte sich abermals auf eine Birke, und das Gefühl der

Freiheit ſchien die Pflicht der Dankbarkeit ganz zu unterdrücken, denn er nahm von Hannchens lockenden Klagen gar keine Notiz.

Schon machte ſich Wilhelm fertig, die Birke zu erklettern. Marlborough erſparte ihm die Mühe, und flog weiter von Baume zu Baume — endlich gar über die Gartenhecke auf die benachbarte Wieſe. Doch auch ohne Flügel, und trotz der ſtechenden Dornen, wußte Wilhelm geſchwind den Weg über die Hecke zu finden. Das arme Hannchen aber mußte zurückbleiben und ſich begnügen, mit ihren zarten Händen in den Dornen zu wühlen, um durch ein kleines Loch hinaus auf die Wieſe zu ſchauen, wo ſie den geliebten Flüchtling wenigſtens mit Blicken verfolgte.

»Ach, Wilhelm! Wilhelm! ſchaff mir ihn wieder!« rief ſie mit ſo ſüßer Stimme dem keuchenden Jüngling nach, daß er den Vogel bis in den Käfigt der Fee Strigilline verfolgt haben würde, deren Bekanntſchaft wir dem drolligen Cazotte verdanken. Die Wieſe war nur ſparſam mit Bäumen beſetzt, und einige hundert Schritte weiter durch einen zwar nicht tiefen, aber doch ziemlich breiten Fluß begrenzt. Am Ufer dieſes Fluſſes ſetzte ſich Marlborough auf einen Weidenbuſch, ſo niedrig, daß es ſchien, man könne ihn mit der Hand erhaſchen. Wilhelm ſchlich auf den Zehen herbei, und als er eben fünf ausgeſpreizte Finger ausſtreckte — huſch! da trat der Flüchtling die

Reiſe über den Fluß an, lagerte ſich drüben auf einer Eſpe, und ſang ſchmetternd — nicht Marlborough s'en va-t-en guerre — ſondern das Lied, welches die Natur ihn ohne Leier gelehrt hatte. So machen wir es alle. Jeder hat ſein Stückchen nach der Leier gelernt, das er nicht länger ſingt als er muß.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Wilhelm ſprang, ohne ſich zu beſinnen, mit ſammt den Kleidern in den Fluß, watete bis unter die Schultern im Waſſer, und erreichte glücklich das jenſeitige Ufer, aber nicht das Ziel ſeines Strebens.

Hannchen ſah, was Wilhelm that, durch die Hecke, und die herabrollende Thräne der Angſt verwandelte ſich in eine ſtillſtehende Thräne der Wehmuth. Sie zitterte, aber nicht mehr für Marlborough. »Der gute Wilhelm!« ſagte ſie laut. »Der liebe Wilhelm!« wiederholte leiſe ihr Herz.

Er war nun ſammt dem Vogel aus ihren Augen verſchwunden, kletterte und ſprang über Hecken und Graben, und verlor den fliehenden Günſtling nie aus dem Geſichte. Doch ſchon fingen ſeine Kräfte an zu ſchwinden, er hatte keinen Athem mehr, die Schläge ſeines Herzens waren ſichtbar, der Augenblick ſchien nicht mehr fern, da er erſchöpft niederſinken, und den widerſpenſtigen Marlborough ſeinem Schickſal würde überlaſſen müſſen.

Plötzlich miſchte ſich ein Dritter in's Spiel, der ſchon lange ungeſehen auf ſeinen Vortheil lauerte. Ein Habicht ſchwebte in der Luft, ſtill wie ein Böſewicht, der die Unſchuld berückt. Ach! daß die Natur nicht dem Menſchen, wie der Lerche, den Inſtinkt verlieh, Bosheit und Tücke von ferne zu ahnen, wenn ſie auch noch ruhig und planlos über ihm zu ſchweben ſcheint. Der kleine Marlborough hatte in ſeinem goldenen Kerker nie einen Habicht geſehen, aber die Natur ſagte ihm deutlich: »der da oben iſt dein Feind!« Was weder lockende Liebe noch reizende Leckerbiſſen vermocht hatten, das bewirkte endlich die Furcht. Er flog niedriger — er flog ganz niedrig — er ſetzte ſich auf einen Wacholderſtrauch — der Habicht ſchoß herab — und Marlborough ſchlüpfte in Wilhelm's rettende Hand.

»Ich habe ihn!« keuchte Wilhelm, »Gott ſei Dank! ich habe ihn!« Er vergaß, daß ſeine Kräfte erſchöpft waren; er dachte nur an Hannchens Freude, und der Gedanke gab ihm neue Stärke. Unmöglich konnte er ſich entſchließen, durch einen weiten Umweg auf die Landſtraße, von der Landſtraße über die Brücke, und ſo weiter in Herrn Jerome's Garten zurück zu ſchleichen. Mit dem Vogel in der Hand ſprang er noch einmal, und leichter als vorher, über alle die Graben und Hecken, die ihn von Hannchen trennten; mit dem Vogel in der Hand watete er noch einmal durch den Fluß, und hielt ſeine Beute hoch empor.

»Ich habe ihn!" rief er laut, als er das weiße Gewand der Geliebten von ferne durch die Hecke ſchimmern ſah. Sanfte Thränen ſtahlen ſich über des Mädchens Wangen, und als Wilhelm nun endlich vor ihr ſtand, athemlos, durch und durch naß, mit blutigen Händen, braunrothen Geſicht, und ſeine Haare ſo triefend von Schweiß, als ſeine Kleider von Waſſer — da ſah ſie ihn an mit einem feuchten, ſeelenvollen Blicke, vergaß Marlborough und ihr flornes Negligee, warf ſich ihm plötzlich um den Hals, und küßte ſchluchzend ſeine heiße Wange.

Der gute Jüngling hatte das auch wohl verdient. Er war ſo erſchöpft, daß er auch Hannchen's Liebkoſungen nicht einmal erwiedern konnte. Er ſank in's Gras und ſchnappte nach Luft. Hannchen vermochte nicht, ihm mit Worten zu danken, ſie war ganz ſtill, aber dieſer Augenblick entſchied das Los ihres Lebens. Wilhelm ſollte in die Stadt gehen, die Kleider zu wechſeln. Er wollte nicht. Am andern Morgen hatte er das kalte Fieber.

Fünftes Kapitel.

Liebe um Liebe.

Schalk Amor wohnt in jedem Mädchenherzen, und das von Rechtswegen. Klopfst du an, und er läßt sich verläugnen, so glaube darum nicht, er sei wirklich abwesend, sondern nur dein Besuch war ihm zuwider. Amor ist unbezweifelt der größte Herr auf Erden, folglich bedient er sich auch zuweilen des Rechts großer Herren, den kleinen ehrlichen Leuten, die außer ihrer Ehrlichkeit nichts aufzuweisen haben, die Thüre vor der Nase zuzuwerfen. Dieser Gott des Himmels hat auch das mit den Göttern der Erde gemein, daß er sich von Günstlingen beherrschen läßt, nur daß sie nie bei ihm in Ungnade fallen. Erräthst du ihren Namen? — sie heißen Eitelkeit und Sinnlichkeit. — Doch die Liebe hat auch einen Freund, zwar, wie gewöhnlich, minder begünstigt, als die Schmeichler, aber oft von großem Einfluß; er heißt: Mitleid! und wenn er, wie es zuweilen geschieht, mit den Günstlingen in ein Bündniß tritt, so öffnet das verschlossenste Herz sich ihrer Fürsprache.

Wilhelm hatte, ohne es zu wollen, das Geheimniß entdeckt, sowohl den Freund als die Schmeichler für sich zu interessiren. Schon damals, als seine Thränen in

den Bach floſſen, und ſein Schmerz einfache Töne in die Hirtenflöte hauchte, ſchon damals hatte das Mitleid Hannchens Herz beſchlichen. Der Beinbruch im vorigen Jahre nährte dies Gefühl, und das kalte Fieber gab ihm Rieſenkräfte. Nun entſtand die oberwähnte Tripelallianz. Die Eitelkeit flüſterte mit ſüßer Stimme: »um deinetwillen kletterte er auf den Birnbaum; um deinetwillen ſprang er in's Waſſer.« — Die Sinnlichkeit — pfui! was hat ein unſchuldiges Mädchen von ſechzehn Jahren mit der Sinnlichkeit zu ſchaffen?

Um Vergebung, meine Dame, verwechſeln Sie dies feine Gefühl nicht mit ſeiner ausgearteten Schweſter, der Wolluſt. Nicht wahr, Sie ſehen einen Antinous lieber als einen Sokratesкopf? wer wird Ihnen dieſe Sinnlichkeit zum Verbrechen machen? — Wilhelm war ein ſchöner, ſchlanker Jüngling; die Farbe der Geſundheit, der friſche Reiz der Jugend, ein klares, verſtändiges Auge, Purpurlippen, weiße Zähne — iſt es meine Schuld, daß die Natur allen dieſen Dingen die Kraft zu gefallen beilegte? Und am Ende, müſſen wir nicht mit Boufflers ausrufen?

Que deviendroient les familles,
Si les coeurs des jeunes garçons
Etoient faits comme ceux de filles?

Das nämliche Zimmer in Herrn Jerome's Hauſe, wo Wilhelm im vorigen Jahre all zu ſchnell geſund wurde, war auch diesmal der Schauplatz ſeiner Leiden und Freuden.

Er betrat es mit einem behaglichen Gefühl von Wärme, dem ſelbſt der Fieberfroſt auf einen Augenblick weichen mußte.

Faſt den ganzen Tag ſaß Hannchen vor ſeinem Bette. Ihr Vater bekümmerte ſich wenig darum, theils, weil ihn kein Mißtrauen plagte, und theils, weil ſeine Geſchäfte ſeit einiger Zeit in Unordnung geriethen, ihm den Kopf warm machten, und ſeine Laune verſtimmten.

Hannchen hatte von einem alten Franzoſen, einem Schüler Rouſſeau's, die Botanik gelernt, und von ihrer Mutter allerlei ſchöne Rezepte geerbt; ſie pfuſchte gern ein wenig in die Arzneikunſt, und ſetzte es ſich in den Kopf, ihren lieben Kranken ſelbſt kuriren zu wollen, eine Sache, die ihr wohl endlich auch ohne Rezepte gelungen wäre. Bald bereitete ſie ihm friſche Kräuterſäfte aus Kreſſe, Fieberklee, Borretſch und Pfaffenröhrlein; bald gab ſie ihm Krauſemünzenblätter mit Honig; bald ließ ſie ihn Kaffee mit Limonienſaft trinken. Wilhelm verſchluckte ſanftmüthig alles, was ihre ſchöne Hand ihm darreichte, und würde, wenn es ihr beliebt hätte, Koloquinten verſchluckt haben, ohne den Mund zu verzerren.

Als er endlich merkte, daß das Fieber den Körper verließ, die Liebe zu Hannchen aber ſein Herz nie verlaſſen würde, da wurde er traurig, tiefſinnig. Hannchen fragte jeden Tag dringend zärtlich um die Urſache, aber vergebens! Kein Kräuterſaft löste ſeine Zunge. Er hätte freilich

gern die ſchwere Laſt von ſeinem Herzen gewälzt, aber wo ſollte er den Muth hernehmen?

»Blödſinniger Jüngling! wenn es der Liebe an Muth gebricht, ſo nimmt ſie ihre Zuflucht zur Liſt. Du fürchteſt Hannchen's Zorn? wohl! verſuche es, ihr deine Liebe zu entdecken, ohne eben den Vorſatz zu verrathen. Haſt du nicht ein Fieber? Kannſt du nicht fantaſiren? Die Träume eines Fieberkranken darf ſie wenigſtens nicht übel nehmen. Mußte doch einſt die Prinzeſſin von England es ſich gefallen laſſen, daß ein wahnſinniger Perückenmacher ſich in ſie verliebte.«

So plauderte ein Ich weiß nicht was zu Wilhelm's Herzen, und Wilhelm lieh dieſer Plauderei ein gefälliges Ohr. Mehrere Tage trug er ſich mit dem kleinen heimtückiſchen Plan, und lauerte nur auf Gelegenheit, ihn auszuführen.

Eines Abends las ihm Hannchen den berühmten Reineke Fuchs vor, den Herr von Goethe mit einem neuen Pelz verſehen hat. Die Ränke und Schwänke des Meiſter Reineke machten ihm ſo viele Langeweile, daß er recht Zeit hatte, ſeine Rolle zu ſtudiren. Wohl zwanzigmal war Hannchen im Begriff, das Buch gähnend bei Seite zu legen; da aber Wilhelm ſchwieg, und ſeine ſtarren, auf ſie gehefteten Augen Antheil an der Lektüre zu nehmen ſchienen, ſo glaubte ſie, es müſſe doch wohl unterhaltend ſein, und

Digitized by Google

ſie verſtehe es nur nicht. Sie las alſo immer darauf los bis zum neunten Geſange, und erwehrte ſich des Schlafes ſo gut ſie konnte.

Sie war eben bei der Stelle:

— — Doch ging er mit Kühnheit
Gerade durch alle Baronen —

als das Wort Kühnheit Wilhelm's Ohr traf, und in ſeinem Herzen wiedertönte. »Warum zauderſt du?« flüſterte die Liebe, »faſſe Muth! ſei kühn! — Nun war zwar hier von ganz andern Dingen, als von Baronen, die Rede, und es ſchien ihm leichter, durch alle Reichsbarone der ganzen Chriſtenheit zu wandern, als ſich den zornigen Blicken ſeiner Geliebten blos zu ſtellen; aber ein volles Herz und ein wachſender Keim ſtreben beide ſich Luft zu machen, wenn gleich dieſen eine Erdſcholle, und jenes die Frucht verſchließt.

Plötzlich fing Wilhelm an, ſich im Bette hin und her zu werfen, und unverſtändliche Worte zu murmeln. Hannchen blickte auf. »Iſt dir nicht wohl, Wilhelm?« — er antwortete nicht. Hannchen wiederholte ihre Frage, und Wilhelm beharrte bei ſeinem Schweigen. Nun legte ſie ängſtlich das Buch weg, ſtand auf, bückte ſich über ihn, und ſah ihm forſchend in's Geſicht. Seine Wange glühte — das kam ihr verdächtig vor; ſeine Stirne brannte — das hielt ſie für eine Rückkehr des Fiebers; ſeine Augen irrten umher — er athmete ſchnell — ihr wurde bange. Schwei-

gend und harrend ſtand ſie neben ihm, um die Symptome zu belauern.

Jetzt öffneten ſich Wilhelm's Lippen: — »Hannchen!« rief er ohne ſie anzuſehen, »geliebtes Hannchen!« — und nun fing er an zu ſchwärmen von Paläſten und Schäferhütten, die er mit ihr bewohnen wollte. Bald ſtellte er ſich, als glaubte er Herrn Jerome vor ſich zu ſehen, bat und beſchwur ihn mit Thränen, ihm, um ſeiner Armuth willen, Hannchen nicht zu verſagen; bald erblickte er ſie in den Armen eines andern, weinte und tobte, jammerte und wütete.

Hannchen war ſehr erſchrocken. Sie wollte weglaufen und blieb, ſie wollte Hilfe rufen und that es nicht. Wilhelm raſte ſo unterhaltend, daß er ihre ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, und das Bekenntniß ſeiner Liebe hörte ſie mit Entzücken, da ſein Zuſtand ihr jede Schamröthe erſparte.

Nachdem der verſtellte Kranke ſeine Rolle eine Zeit lang mit Beifall geſpielt, und die geheimſten Wünſche ſeines Herzens ohne Stottern enthüllt hatte, ſank er erſchöpft zurück auf ſein Lager, und blinzelte mit halb geſchloſſenen Augen nach Hannchen, um die Wirkung ſeiner Schauſpielertalente zu erforſchen. Dieſes Zurückſinken nahm Hannchen für eine Ohnmacht, und das Blinzeln für gebrochene Augen. Huſch! lief ſie an's Fenſter, wo ein Gläschen mit herzſtärkenden Tropfen ſtand, ergriff einen Löffel, und vermeinte zwanzig Tropfen abzuzählen; es

wurden aber wenigſtens achtzig daraus, theils weil ihre Hand zitterte, und theils weil ſie ſo verkehrt zählte, als ob ſie eben ſo wenig vom Einmal-Eins als von Kant's Kritik der reinen Vernunft hätte reden hören. Wäre die Herzſtärkung wirklich an den Ort ihrer Beſtimmung gelangt, ſo würde der kranke Schalk auch eben keinen Nachtheil davon empfunden haben, denn auf dem Wege vom Fenſter bis zum Bett verſchüttete ihre bebende Hand drei Viertheile der allzureichlichen Gabe. Mit dem letzten Viertel näherte ſie ſich den Lippen des Patienten, und ſprach ſanft bittend: »mein lieber Wilhelm!« — Da nahm er, ſtatt des Löffels, ihre Hand, drückte ſie feurig an den Mund, und ſah ihr ſchmachtend in's Antlitz.

»Du wirſt die Tropfen verſchütten!« rief Hannchen verwirrt. Aber die Tropfen waren ſchon längſt verſchüttet. Wilhelm bekümmerte ſich wenig mehr um die Tropfen, er ſchlang ſeinen Arm um das holde Mädchen, verbarg ſein Geſicht an ihrem Buſen, und ſtotterte: »vergib mir, Hannchen! ich fantaſire nicht!«

»Was haſt du, Wilhelm?«

»Ach! ich bin arm! ich habe nichts als ein Herz, das dich liebt!«

»Du biſt krank —«

»O ja! bis zum Sterben, wenn du mich verſchmähſt!«

Es war wohl eine treffliche, aber auch gefährliche Sitte bei den alten Deutſchen, daß die Heilkunde zu den Pflich-

ten der Weiber gehörte. Wie manche Wunderkur mag eine ſchöne junge Dirne damals verrichtet haben! aber wie oft mag ſie auch das Opfer ihrer Menſchenliebe geworden ſein! Wie oft wurde der Kranke geſund und der Arzt erkrankte.

Hannchen fühlte, daß ſie die herzſtärkenden Tropfen nöthiger brauchte als Wilhelm. Sie wäre gern davon gelaufen, aber es fehlte ihr an Kräften, ſich aus ſeinen Armen los zu winden; ſie hätte gern geſcholten, aber es fehlte ihr an Luft, ein Wort hervorzuſtammeln, denn Wilhelm's brennende Lippen verſiegelten die ihrigen. Der Taſchenſpieler Amor vertauſchte in dieſem Augenblicke mit großer Geſchwindigkeit ihre Herzen, und zeigte ihnen mit Hilfe der Zauberei, ſtatt eines nahen Abgrunds, in der Ferne einen Roſengarten.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Der Schulmeister.

Es gibt vier Gattungen glücklicher Menschen auf der Welt. Bei dreien derselben zerfließt das Glück schnell wie eine Nebelwolke, die der arme Schiffer, mit dem zerbrochenen Steuerruder der Vernunft, in der Ferne für Land hielt. Nur bei der vierten ist es dauerhaft, wenn kein unberufener Arzt sich ins Spiel mischt. Die drei Ersteren heißen: der Trunkene — der Verliebte — das Kind — und der Letztere — ach! warum muß ich eine bittere Wahrheit sagen! — der Letztere ist der Wahnsinnige. Alle vier haben das mit einander gemein, daß sie sich reich glauben, nur die Gegenwart genießen, und nicht vor der Zukunft beben. Um dieser gleichen Stimmung willen pflegt man auch die Verliebten oft Kinder, Trunkene oder Wahnsinnige zu nennen, und ich habe nichts dagegen, wenn man dem Helden meiner Geschichte eben diese Ehrentitel beilegt, denn es war wirklich kindisch, in ihren Jahren der Liebe Raum zu geben; es war trunken einander Liebe zu bekennen; es war wahnsinnig von einer glücklichen Zukunft zu träumen.

Wilhelm's kühnste Hoffnungen erhoben sich kaum bis zu einem Schulmeisterdienste. Hannchen meinte freilich, die

Liebe adle jeden Stand, und beglücke den Bettler wie den Fürſten. Sie ſah ſchon im Geiſt, wie ſie Hühner und Gänſe füttern und am Kirchweihfeſt Kuchen backen würde. Auch der Unterſchied ihrer Religion ſchreckte ſie nicht, Liebende haben nur eine Religion.

Wilhelm fand dieſe Gedanken ſehr gründlich, und ermangelte nicht, noch ähnliche hinzuzufügen. Wenn ein kriegeriſcher Fürſt — ſo raiſonnirte er — das Schwert in die Scheide ſtößt, um am Buſen einer Fürſtin auszuruhen, ſo iſt das eben nichts mehr, als wenn ein Schulmeiſter die Ruthe niederlegt, und die Frau Schulmeiſterin umarmt. Der Fürſt bekränzt ſein Haupt mit Lorbeern, und der Schulmeiſter, am Pfingſtfeſt, ſeine Stube mit jungen Birken. Die Lorbeern trieſen von Blut, die Birken hingegen von einem zuckerreichen Saft. — Gern ſpielt die Liebe mit ſolchen Antitheſen. Sie wirft ſie der Fantaſie vor, die alles ohne Unterſchied in den Mund ſteckt, wie die kleinen Kinder, und zu ſpät gewahr wird, daß man dergleichen nicht eſſen kann.

Wilhelm, deſſen Fieber nun eine andere Richtung genommen hatte, ſchien mit übermenſchlichen Kräften ausgerüſtet, ſeit Hannchen's Lippen auf den ſeinigen brannten. Seine Lehrer nannten ihn keinen Träumer mehr; er war der aufmerkſamſte, lernbegierigſte Schüler, der alles ſchnell faßte, und das Ziel ſeines Fleißes den köſtlichen Preis, nach welchem er rang, nie aus den Augen verlor. Er lernte jetzt in ſechs Monaten mehr, als vorher in ſechs Jahren, und

zeichnete ſich bei einem Examen, in Gegenwart des General-Superintendenten Horiſtopſilius, ſo vortheilhaft aus, daß er, trotz ſeiner Jugend, die ziemlich einträgliche Schulmeiſterſtelle in Walldorf erhielt.

Froher als ein geſcheiterter Weltumſegler, der in einem lecken Kahn Wochen lang Hunger und Wellen trotzte, und nun plötzlich eine freundliche Südſeeinſel vor ſich ſieht, von deren Küſte herab der Brotfruchtbaum ihm zunickt; eilte Wilhelm jetzt nach Hauſe, ſeinen kranken Vater durch dieſe Botſchaft zu erquicken.

Der gute alte Hans Wieſe war zwar nicht beſtimmt, die Früchte von ſeines Sohnes Fleiße zu ernten, denn er ſtarb einige Wochen nachher; aber er trug ſich doch bis an ſeinen Tod mit hundert kleinen Entwürfen, wie er ſich im Alter einen guten Tag pflegen, den Kohl- und Obſtgarten unter ſeine Oberaufſicht nehmen, allenfalls auch die Schulknaben dann und wann im Leſen unterrichten wolle, wenn etwa ſein Sohn, nothwendiger Geſchäfte halber, in die Stadt gegangen ſein werde. Unter ſolchen lieblichen Träumen entſchlummerte Hans Wieſe — vielleicht deſto beſſer für ihn! denn die Fantaſie malt gewöhnlich al Fresco, in der Nähe darf man es nicht beſchauen.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß Wilhelm, nach empfangener Meiſterwürde, ſich ſogleich aus dem väterlichen Hauſe zu Herrn Jerome auf den Weg machte; doch erſetzte er vorher mit ſorgſamer Hand den Puder an den Stirnwinkeln, den er beim Examen weggeſchwitzt hatte. Auf der

Digitized by Google

Straße ſah und hörte er nicht. Hier ſtieß ihm ein Milchweib in die Rippen, dort ſchaute ihm ein Karrengaul über die Schulter; er wanderte blindlings darauf los, ſprach unterwegs ſehr viel mit ſich ſelbſt, und ſein Lächeln ließ errathen, daß es eben kein Hamlet'ſcher Monolog war.

»Das freut mich,« ſagte Herr Jerome, als er ſeines Pflegbefohlnen Glück vernahm, »Gott ſegne Ihn, mein Sohn!« — (zum erſtenmale nannte er ihn Er.) Hannchens Wange glühte, ſie wäre dem lieben Jüngling gern um den Hals gefallen; das Wort Sohn, welches ihr Vater ausſprach, weckte eine Reihe lachender Bilder in ihrer Seele.

Wilhelm mußte zu Tiſche bleiben. Er ſaß in ſtummer Freude, berührte keinen Biſſen, ſättigte nur ſeine Augen, und als der Alte das Glas ergriff, und freundlich ſprach: »Er ſoll leben, Herr Wieſe!« — da drängte ſich mit Gewalt eine Thräne in Hannchen's Auge; ſie mußte aufſtehen, und ſich draußen etwas zu ſchaffen machen.

Es iſt doch eine eigene Sache um das Geſundheittrinken. Nichts faderes auf der Welt, ſo lange dieſe Sitte nur ein reichsſtädtiſcher Ehrentrunk iſt. Aber bei feierlichen frohen Begebenheiten, wenn das Herz dem Herzen zutrinkt, da tritt wohl auch Männern ein Tropfen in's Auge, und der Jüngling ſtimmt ein mit dem Greiſe:

»Gott ehre mir die Sitte unſerer Väter!«

Siebentes Kapitel.

Geduld!

Wenige Tage nach dieſer frohen Begebenheit, holte der Tod ein halbes Dutzend Fürſten und Grafen aus der Welt, und nahm bei dieſer Gelegenheit auch den alten Packträger Hans Wieſe mit, um ſie dort von einem ſchärferen Examinator, als der General-Superintendent Horiſtopſilius war, befragen zu laſſen: wie ſchwer eines jeden Packen gewogen? und ob ſie ihn, ohne zu ſtraucheln, von der Wiege bis an's Grab geſchleppt?

Nachdem Wilhelm kindliche Thränen auf ſeines Vaters Grabhügel geweint, und die Erbſchaft, beſtehend in dem blauen Sonntagsrock mit der rothen Scharlachweſte, in Empfang genommen hatte, wanderte er wohlgemuth nach Walldorf. Er fand eine lachende Gegend, ein freundliches Haus, von einem guten alten Mütterchen, der Witwe des verſtorbenen Schulmeiſters, bewohnt; Kohl- und Obſtgarten, eine Laube von Hollunder und Jasmin, ein Stück Ackerfeld, eine Wieſe, treuherzige Bauern und einen braven Pfarrer. Alles, alles entſprach ſeinen Wünſchen und Hoffnungen. Froh wie ein Kind machte er ſeine kleinen häuslichen

Einrichtungen im Taumel des Wohlbehagens. Die alte Witwe ſeines Vorgängers hatte bei ſeiner Ankunft gezittert, denn ſie fürchtete, aus der kleinen Hütte verdrängt zu werden, in welcher ſie ſchon länger als dreißig Jahre friedlich hauſte. Ihre Furcht war vergebens. »Ihr möcht bei mir bleiben, Mutter!« ſprach Wilhelm, »bis der Tod Euch abruft, und Gott mag mir das wieder an meiner Witwe vergelten, wenn ich einſt davon gehe.« Er dachte an Hannchen: ſie iſt fremd in der Wirthſchaft, die Alte wird ihr mit Rath und That an die Hand gehen. Die Alte verſteht zu kochen trotz der Frau Pfarrerin, und wenn ich die Braut heimhole, empfängt ſie uns mit einem leckern Pfannkuchen, ich weiß, den ißt Hannchen gern. Da muß der Tiſch in der Hollunderlaube gedeckt werden, und nach der Mahlzeit führe ich ſie hinaus auf's Feld, und zeige ihr unſern ganzen Reichthum. Im Obſtgarten ſind Birn, wohl eben ſo viel werth, als die, um derenwillen ich mein Bein brach; und der Salat im Kohlgarten — der wird dem kleinen Marlborough ſchmecken.

So ſanft wiegte ſich Wilhelm jeden Abend in den Schlummer, bis er in ſeiner neuen Wohnung warm geworden, und, nach ſeiner Meinung, alles zum Empfang der Braut wohl und zierlich mit Beſemen gekehrt und geſchmückt war. Dann trat er eines Morgens mit hochklopfendem Herzen die Reiſe nach der Stadt an, und drechſelte unterwegs ſchöne Phraſen, die er dem alten Herrn Jerome an's Herz legen wollte, die er aber alle wieder ver-

geſſen hatte, als ſeine zitternde Hand die Stubenthür öffnete. »Ei! ei! willkommen, Herr Wieſe!« rief ihm der Alte entgegen, »nun wie geht's?«

»Gott Lob! Herr Jerome, es geht mir recht gut. Ich habe mein reichliches Auskommen, und wohl noch etwas d'rüber.«

Herr Jerome. Das freut mich. Setze Er ſich doch.

Wilhelm. Mir fehlt auf der Welt gar nichts, als ein gutes Weib.

Herr Jerome. So, ſo? denkt er auch ſchon daran? nun, dazu kann ja wohl Rath werden. Jung gefreit hat Niemand gereut. Er muß ſich eine reiche Schulzentochter auf's Korn nehmen.

Hannchen lauerte mit zurückgehaltenem Athem hinter der Thür. Ihr Buſentuch zitterte auf und nieder, und verrieth allein, daß ſie keine Bildſäule ſei.

»Ach! Herr Jerome!« fuhr Wilhelm mit bebender Stimme fort, »was ſoll mir der Reichthum? Die Kunſt reich zu ſein, iſt die Kunſt wenig zu bedürfen, und Gott ſei Dank! ich bin gnügſam. Schulzen- oder Bettlerstochter, wenn mein Weib mich nur liebt.«

Herr Jerome. Nun freilich. Er iſt ja ein ſchmucker, junger Kerl, und wird Mädchen genug finden, die ihn lieben werden.

Wilhelm. Ich — ich habe ſchon eine gefunden —

Digitized by Google

Herr Jerome. So? gratulire. Er wird mich doch zur Hochzeit bitten?

Wilhelm. Sie — ſie heißt — Hannchen —

Herr Jerome. Ei, da heißt ſie ja wie meine Tochter.

Wilhelm. Theuerſter Herr Jerome! Sie ſind mein Wohlthäter! Sie haben mich aus dem Staube gezogen, und einen Menſchen aus mir gebildet — vollenden Sie Ihr Werk — geben Sie mir Hannchen zum Weibe!

»Was? was? iſt Er toll? — (die Pfeife fiel ihm aus dem Munde).

Wilhelm ſtützte ſich auf die Hand des Alten, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen, und ſtotterte die Worte: »Hannchen liebt mich!«

»Das iſt ſehr albern von ihr,« ſagte Herr Jerome, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen ein wenig erholt hatte, »ſehr kindiſch und unbeſonnen von euch beiden. Ich bin zwar kein Freund von Alfanzereien, aber Ordnung muß doch in der Welt ſein. Kurz, mein Freund, ich will es Ihm wohl zu gute halten, daß Er ſich in Hannchen vergaffte, denn Er iſt jung, und ſie hat ein hübſches Lärvchen; aber ich hoffe, Er wird ſich die Heirathsgrillen aus dem Sinne ſchlagen, und mich für meine Wohlthaten nicht mit Undank lohnen.«

Es war zum erſten Male in ſieben Jahren, daß Herr Jerome das Wort Wohlthat fallen ließ; deſto ſchwerer fiel es dem armen Wilhelm auf's Herz. »Undank?« ſagte er, indem er mit zitternden Lippen eine Thräne aufſog, »nein! — Gott bewahre mich vor dem Laſter! es gehe mir wie es wolle, Gott bewahre mich vor Undank!« — Er faltete ſeinen Hut zwiſchen beide Hände, ſah mit feuchtem Auge gegen Himmel, und rief: »ich werde elend ſein, aber nicht undankbar!« —

Mit dieſen Worten wankte er zur Thür. Der Alte war gerührt; ein mitleidiges Gefühl ſprach für ſeinen Pflegeſohn, aber die Vernunft donnerte dazwiſchen: es darf nun einmal nicht anders ſein! — und ſo ließ er ihn in Gottes Namen gehen.

Als Wilhelm die Thür öffnete, lag Hannchen auf der Schwelle und ſchluchzte. Von der Schwelle kroch ſie zu ihres Vaters Füßen. Reden konnte ſie nicht, aber aus ihren Augen floß eine Sprache, die das Vaterherz verſteht. Herr Jerome mußte gegen die Macht dieſer ſtummen Ueberredung ſeine ganze Standhaftigkeit zuſammen nehmen.

Wohlleben, Phlegma und mißbrauchtes Vertrauen hatten ſein Hausweſen zerrüttet, er dachte ſeit einiger Zeit auf Mittel, ſich wieder empor zu helfen, und das ſchien ihm das Leichteſte und Bequemſte, wenn er ſeine Tochter an einen jungen, reichen Fabrikanten verheirathete, der ſich

ſeit Kurzem in L** niedergelaſſen, und viel Geſchmack an Hannchen zu finden ſchien.

Man ſchimpft ſo oft auf Vorurtheile, und doch iſt unter zehnmalen das Vorurtheil gewiß neunmal nur der Deckmantel der menſchlichen Handlungen. Intereſſe und Leidenſchaft ſind die verborgenen Räder der Maſchine, das Vorurtheil iſt nur die Puppe, die vor euren Augen herumläuft. Werde dem dicken Manne d'rum nicht gram, lieber Leſer! er that, was Millionen fromme Chriſten an ſeiner Stelle gethan haben würden; er ſchenkte den jungen Leuten ein fruchtloſes Bedauern, leere Troſtgründe, und ermahnte ſie zur Geduld.

Achtes Kapitel.

Der Soldat.

Es gibt eine Menge Tugenden, auf die wir uns nichts einbilden dürfen. Eine Menge, sagte ich? — Alle vielleicht! — Klima, Temperament und Alter schaffen hier einen Heiligen, und dort einen Böſewicht. Wenn der Oſtindianer, dem ein fruchtbarer Boden ſeinen Reiß hundertfältig wieder gibt, wohlthätiger iſt, als der Finne, der ſich Brot aus Steinen ſchaffen muß; ſo iſt das kein Verdienſt. Wenn Boileau Keuſchheit predigte, weil ein kalekutiſcher Hahn ihn ſchon als Knabe zum Weiberfeind machte; ſo iſt das keine Tugend. Und wenn Herr Jerome im ſechzigſten Jahre die Geduld wirklich übte, die er anpries; ſo verdankte er es ſeinem abgekühlten Blute, welches nicht mehr raſch durch die Adern walzte, ſondern höchſtens noch in einer Polonaiſe abgemeſſen dahin ſchritt.

Die Exiſtenz des Jünglings beſteht aus Wünſchen und Hoffnungen; die des Greiſes aus Gewohnheiten. Wünſche und Hoffnungen kann der Jüngling wechſeln und vertauſchen, aber der Greis klebt an ſeinen

Gewohnheiten, wie eine Auſter an ihrer Schale; löſt man ihn davon ab, ſo ſtirbt er. Herr Jerome fühlte, daß ein ſorgenfreies Leben, eine wohl beſetzte Tafel und ein gutes Glas Wein ihm unentbehrlich geworden waren; Wilhelm konnte ihm alle dieſe Dinge nicht verſchaffen, folglich beharrte er ſtandhaft bei ſeiner Weigerung.

Wilhelm und Hannchen ſchieden, wie das Leben von der Jugend ſcheidet: unter Zuckungen und Krämpfen. »Ach! wäre ich ein Packträger geworden!« rief Wilhelm und ſtürzte fort. »Auch dann würde ich nur dich geliebt haben!« wimmerte Hannchen ihm nach. Vergebens ſuchte der Vater alles hervor, um das liebende Mädchen zu zerſtreuen. Er fuhr mit ihr in den Garten — da lag Wilhelm unter dem Birnbaum! — er ſpazirte mit ihr auf die Wieſe — da ſprang Wilhelm in den Fluß! — er bat Gäſte — ach! unten am Tiſche ſaß Wilhelm! — er ſchenkte ihr ein neues Kleid — für wen ſollte ſie ſich putzen? — ihre Haare blieben ungekräuſelt, ihre Blumen unbegoſſen, und Marlborough wäre ſchier verhungert. Sie vertauſchte ihr Zimmer gegen Wilhelm's Krankenſtube; da ſaß ſie auf dem Bette, wo er zum erſten Male ſeinen Arm um ſie ſchlang; da heftete ſie ihr Auge ſtarr auf den Boden, wo die verſchütteten Tropfen einen röthlichten Fleck zurückgelaſſen hatten.

Wilhelm kam in ſein Dörfchen zurück, mit einer bittern Gleichgiltigkeit gegen alles, was Menſchen oder Welt

Digitized by Google

heißt. Das gute alte Mütterchen ſah mit Schmerzen, daß er den Pfannenkuchen dem Hunde gab, den ſie ſo lecker zu ſeinem Empfange gebacken hatte. Er ging hinaus auf's Feld, und lächelte, als er gewahr wurde, daß der Kornwurm die grüne Saat verzehrte. Er durchſtrich den Obſtgarten, und freute ſich über die Raupenneſter, die an den Blüten hingen. Von ungefähr blickte er in die Höhe, ſah einen Habicht, der ihm ein Küchlein vom Hofe geſtohlen hatte, und unwillkürlich rief er: bravo!

In dieſer Stimmung ging er mit haſtigen Schritten um das Dorf. Die Arme verſchränkt, den Hut in's Geſicht und den Kopf auf die Bruſt gedrückt, ſah er weder Menſchen noch Vieh rechts und links auf ſeinem Wege. Plötzlich hörte er Klagetöne in einer geringen Entfernung. Er erwachte auf einen Augenblick aus ſeiner Betäubung, ſchob den Hut aus dem Geſichte, und erblickte eine weinende Bauerfrau, die verzweifelnd ihre Hände rang. Wilhelm, der ſonſt ſo ſanfte gute Wilhelm, immer bereit zu Troſt und Hilfe, hielt es jetzt nicht der Mühe werth, nach ihrem Kummer zu forſchen. »Was wird es ſein?« dachte er, »ſie iſt vielleicht beſtohlen worden, oder der Viehſtall iſt ihr abgebrannt. Kleinigkeit!« Er wollte vorüber gehen.

»Ach Herr Schulmeiſter!« rief das Weib: „Helf' Er mir um Gottes willen!« »Helf' Ihr Gott!« ſagte Wilhelm unmuthig.

»Ach! die grauſamen Werber! ſie haben mir meinen einzigen Sohn genommen!«

»Die Werber?« — es ſchlug wie ein Blitz in Wilhelm's Seele. »Wo ſind ſie?«

»Dort unten in der Schenke. — Ach mein Heinrich! ich werde ihn nie wiederſehen! er iſt zart gebaut, er wird die Strapatzen nicht aushalten!« —

»Geduld, Mutter! wir wollen ſehen, was ſich thun läßt.«

Mit raſchen Schritten näherte ſich Wilhelm der Dorfſchenke. In ſeiner Seele war ein fürchterlicher Tumult. — »Wer bin ich? — Was bin ich? — hängt mein Herz noch an irgend etwas auf der Welt? — mein Vater iſt todt — Hannchen iſt todt! — Soll ich hier einen Tag wie den andern eſſen, trinken und herum wandeln? — Einförmigkeit und Ruhe wurden nur für glückliche Menſchen geſchaffen; Lärm, Getümmel, Krieg, heute hier, morgen dort, heute geſund, morgen ein Krüppel — das iſt ein Leben für Unglückliche!«

Jetzt trat er in die Schenke. Ein preußiſcher Feldwebel ſaß am Tiſche, zechte auf die Geſundheit des Königs und ſpöttelte über das angeworbene Mutterſöhnchen, das an ſeiner Seite weinte. Wilhelm winkte den Feldwebel bei Seite: »Herr!« ſagte er, was will Er mit dem zarten, jungen Burſchen anfangen? der kann noch kaum eine Muskete tragen.«

»Was hilft's?« verſetzte der Schnurrbart, »man hat die Wahl nicht. Futter für Pulver. Die Franzoſen machen uns zu ſchaffen. Wenn wir jetzt bei der Armee ſo genau

auf's Maß, oder auf die breiten Schultern ſehen wollten, ſo würde bald keine Kompagnie mehr komplet ſein."

Wilhelm. Aber wenn ich Ihm nun, ſtatt dieſes Rekruten, einen jungen, geſunden, rüſtigen Kerl ſtelle, der ſeine ſechs Zoll mißt?

Feldwebel. Ei, ſo mag dieſer in Gottes Namen laufen.

Wilhelm. Wohlan, ich bin Sein Rekrut.

Feldwebel (zurückprallend). Er, Herr Schulmeiſter?

Wilhelm. Ohne viele Worte. Gebe Er mir ein Glas Wein. Es lebe der König!

Feldwebel. Hat Er ein Gläschen zu viel getrunken? wie? Er wollte für ein paar Groſchen des Tages den ſchönen einträglichen Dienſt verlaſſen?

Wilhelm. Das geht Ihm nichts an. Da iſt mein Hut. Steck' Er ein Feldzeichen darauf.

Feldwebel (nach dem Hute greifend). Nun, wenn Er es durchaus ſo haben will —

Wilhelm. Halt! das würde zu viel Aufſehen hier im Dorfe machen. Wann marſchirt Er?

Feldwebel. Noch dieſen Abend.

Wilhelm. Deſto beſſer! wenn Er mein Haus, dort unten an der Ecke, vorbei geht, ſo pfeife Er nur, und ich werde mich ſogleich zu Ihm geſellen.

Feldwebel. Aber das Handgeld —

Wilhelm. Handgeld? ha! ha! ha! Das Handgeld

iſt mein Elend, ich werde Ihm nicht entlaufen. Jetzt gehe Er, und kündige Er dem armen Teufel ſeine Freiheit an.

Feldwebel. Nicht eher, als bis ich meiner Sache gewiß bin, und Er das Handgeld genommen.

Wilhelm. Muß das ſo ſein? Nun gut, auch das.

Er empfing einige Goldſtücke, und trat mit dem Feldwebel wieder in die Stube. Hier ſah er gleichgiltig die Freude des armen Heinrich und das Entzücken ſeiner Mutter. Der Letzteren drückte er die Goldſtücke in die Hand, nicht um eine Wohlthat zu erzeigen, ſondern um das Geld los zu werden. Von Segenswünſchen begleitet, die ihn weder rührten noch freuten, ging er nach Hauſe, um ſeine Wäſche in ein Bündel zu ſchnallen. Das alte Mütterchen ſah ihm erſtaunt zu, fragte wohl zwanzigmal was er vorhabe? und erhielt keine Antwort. Als die Sonne ſich zum Untergang neigte, pfiff der Feldwebel. »Lebt wohl, Mutter!« ſagte Wilhelm und warf ſein Bündel auf den Rücken.

»Lieber Gott! wo wollt Ihr denn hin? ſo ſpät Abends!«

»Legt Euch ſchlafen, Mutter! wenn es einſt dort Morgen wird, wo Fabrikanten und Schulmeiſter, Katholiken und Proteſtanten untereinander erwachen, dann ſehen wir uns wieder!« — Die gute Alte verſtand ihn nicht. Sie ſah ihm nach, bis er hinter der Weisdornhecke verſchwand, wiegte ihr Haupt, und watſchelte zu einer Nachbarin, in deren Geſellſchaft ſie ſich bis um Mitternacht vergebens

den Kopf zerbrach, um zu errathen, was doch wohl dem Herrn Schulmeiſter widerfahren ſein möchte?

Die Sonne ging eben auf, als der Feldwebel mit ſeinem Rekruten einen Hügel erklimmte, von welchem man Wilhelm's Geburtsſtadt überſchauen konnte. Er ſah ganz deutlich den grünen Giebel des Hauſes, wo Hannchen wohnte. Die Gärten vor dem Thore lagen ihm noch näher; er glaubte ſogar den lieben Birnbaum zu erkennen.

Bis hieher war er ſeinem Führer ſtill und finſter gefolgt; weder Worte noch Seufzer hatten die Leiden ſeines Herzens verrathen. Jetzt ſtand er plötzlich wie eingewurzelt, breitete die Arme nach ſeinem Geburtsort aus, und weinte bitterlich.

»Gutes Muths!« ſagte der Feldwebel. »Wenn Er nun auch dem Könige ein Dutzend Jahre dient, die Stadt wird unterdeſſen nicht von ihrer Stelle rücken. Und kömmt Er denn einmal wieder als Gefreitkorporal, mit einer Medaille im Knopfloch, ſo wird das Seinem Liebchen ganz anders in die Augen leuchten, als der ſchwarze, abgeſchabte Rock.«

»Mein Liebchen?« ſagte Wilhelm erſchrocken, »woher kann Er wiſſen —?«

Feldwebel. Hm! das merkt man ja wohl. Ich müßte nicht ſo lange in der Welt mitgelaufen ſein. Umſonſt wird Er nicht ſo mit klaren Augen da hinunter in's Thal gaffen.

Wilhelm. Dort liegt mein Vater begraben.

Digitized by Google

Der Feldwebel öffnete ſchmunzelnd ſein Torniſter: Er will mir nichts ſagen? Gleichviel. Da trink' Er einmal. Es hat einer ein ſchönes Lied gemacht, darin ſteht geſchrieben: Auch die Todten ſollen leben!

Wilhelm nahm und trank.

»Galt es den Todten oder den Lebendigen?« fragte der Feldwebel ſchalkhaft.

»Warum ſoll ich's läugnen? es galt meinem Hannchen!«

Feldwebel. Hannchen? ſie ſoll leben! — Er ſtürzte ein Glas hinunter.

»Guter Mann,« ſagte Wilhelm, »Er hat mich da zu rechter Zeit an ein ſchönes Lied erinnert:«

Wenn der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein:
Wer ein holdes Weib errungen —

Ach! noch kann ich das nicht ſagen! aber:

Feſten Muth in ſchweren Leiden!
Ewigkeit geſchwornen Eiden!

Komm Er weiter! ich bin geſtärkt.

Neuntes Kapitel.

Der Wildfang.

Wenn es nicht wider die Ehrfurcht ſtritte, die man einem ſogenannten Geiſte ſchuldig iſt, ſo würde ich ſagen: die Seele gleicht zuweilen einem verrenkten Gliede, man kann es nicht rühren ohne heftige Schmerzen. Oft aber iſt nur ein kleiner Ruck von einer geſchickten Hand hinlänglich, um jeder Muskel ihre gehörige Lage wieder zu geben. Der Zufall legte dem Feldwebel ein paar Worte aus Schiller's Lied an die Freude in den Mund. Wilhelm wußte dies Lied auswendig, in ſeiner Seele reihte ſich ſchnell Zeile an Zeile; eine jede trägt den Stempel der Vollkommenheit; eine jede reißt unwiderſtehlich zu himmliſchen Gefühlen mit ſich fort. Ich kenne kein menſchliches Leiden, für welches dieſes Lied nicht irgend ein Balſamtröpfchen in Bereitſchaft hätte. Segen über den Dichter! er hat mich einſt in einer bangen Stunde erquickt! — Segen über ihn! rief auch Wilhelm, als er wieder einen Lichtſtrahl der Hoffnung, einen Aufblick des Muthes in ſeiner Bruſt verſpürte.

Noch einmal überſchaute Wilhelm mit naſſem Auge ſeines Vaters Grab, den grünen Giebel, und den Birnbaum; haſtig ſtolperte er dann den Hügel hinunter, und empfand eine Art von Beruhigung, als er ſah, daß

dieſer Hügel ihm auch die letzte Thurmſpitze verbarg. — Beruhigung? höre ich fragen. — Allerdings. So lange der Menſch noch die Hand nach einem geliebten Traumbild ausſtrecken kann, mit der kleinſten Wahrſcheinlichkeit es zu erhaſchen; ſo lange leidet er mehr, als wenn die letzte Hoffnung ihm ſchwindet. So oft Wilhelm einen Berg in blauer Ferne hinter ſich liegen ſah, der geſtern noch in blauer Ferne vor ihm gelegen hatte; ſo oft er mit einer fliegenden Brücke über einen Strom ſetzte, und dann die Brücke vom Ufer wieder abſtoßen ſah; ſo oft kam es ihm vor, als ziehe ſein Herz ſich immer enger zuſammen, der Sturm im Buſen ſchwieg, und war es auch nicht Ruhe, ſo war es doch Stille.

Sehr natürlich, daß der Feldwebel auf dieſer Wanderſchaft ſein Vertrauter wurde. Mittheilung iſt dem Liebenden Bedürfniß, und hätte kein menſchliches Ohr ſich ihm geöffnet, ſo würde er im nächſten Dorfe einen Hund geſtohlen haben, ihm ſeine Leiden zu klagen. Auch war Wilhelm's Gefährte kein ſo rauher Mann, als ſein Schnurrbart und ſeine grobe Stimme vermuthen ließen. Er hatte daheim Weib und Kind, ſprach gern von Krieg und Scharmützeln, aber lieber noch von ſeinem wackern Gretchen, und von dem muntern Buben an ihrer Bruſt. Ein Menſch, der Gefühl für den Werth eines guten Weibes und Sinn für häusliches Glück vereint, kann kein hartherziger Menſch ſein. Geduldig lieh er dem Erzähler ſein Ohr, ſchien es ihm wenigſtens zu leihen, und das war für Wilhelm genug.

Nach mehreren Tagereisen gelangten sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, eine Festung an der Grenze, wo die Rekrutentransporte zusammen flossen, und die Neuangeworbenen den Dienst lernen mußten. Der stille, geradsinnige, nie murrende und alles leicht begreifende Jüngling gewann bald die Liebe seiner Vorgesetzten. Die Handgriffe seiner neuen Kunst wurden ihm ohne Stockschläge geläufig. Er war treu, nüchtern, und nie in böse Händel verwickelt; er schrieb eine schöne Hand, und unterwies die Kinder seines Hauptmanns in den Anfangsgründen der Schulwissenschaften. So erwarb er sich Liebe und Ansehen, und selbst die wildesten unter seinen Kameraden haßten ihn nicht, weil er keinen Beruf zum Sittenprediger in sich verspürte und ihnen nie ihre Freude verdarb. Doch war unter allen nur Einer, der sich fester an ihm hing, und dieser Eine gerade unter allen der Ausgelassenste.

Fritz Perlstädt, der Sohn eines königlichen Beamten, verband mit einem guten, weichgeschaffenen Herzen den lebhaftesten Geist. Schon als Knabe preßte er seinen Lehrern manchen Schweißtropfen aus, und war unerschöpflich in muthwilligen Neckereien. Bald wurde hier ein Angelhaken in eine ehrenfeste Perücke geworfen, bald dort der Zopf seines Mitschülers zwischen die Spalte einer Bank geklemmt. Man sparte, zum Heil seiner Seele, weder Ermahnungen noch Ruthen, aber die letztern fruchteten noch weniger als die erstern. Der Vater, seit einigen Jahren Witwer, sah ihm durch die Finger, und alles wäre viel-

leicht gut gegangen, hätte nicht ſein böſer Genius ihm eine Stiefmutter über den Hals geſchicket.

Der Wahrheit zu Ehren ſei es geſagt: es gibt hin und wieder auch brave Stiefmütter, ſie ſind aber eben ſo ſelten, wie die braven Theologen. Eine ſolche Seltenheit nennen die Franzoſen belle mère, die gewöhnliche Stiefmutter aber marâtre, ein ſehr kräftiger, bezeichnender Ausdruck, den unſere arme Sprache nicht wieder geben kann. Fritzens Plagegeiſt war eine marâtre. Sie haßte den wilden Knaben von ganzem Herzen, jedem kindiſchen Muthwillen lieh ſie tief verſteckte, boshafte Abſichten, jeden unbeſonnenen Jugendſtreich leitete ſie aus der Quelle eines verdorbenen Herzens. So verwilderte der Knabe immer mehr und mehr *), und weil keine Schuld auf Erden treulicher zurückgezahlt wird, als der Haß, ſo vergolt er der Stiefmutter ihre Liebloſigkeit durch ſtillen Groll. Wo er ihr ein Herzeleid anthun konnte, war er ſchnell bei der Hand, was er verderben konnte, verdarb er. Zucker in das Butterfaß zu werfen, Ratten und Mäuſe mühſam zu fangen, um ſie alsdann in der Speiſekammer los zu laſſen, oder einen Sack mit Maikäfern unter ihr Kopfkiſſen zu ſchieben, um ihr eine ſchlafloſe Nacht zu machen; das waren ſeine ge-

*) Les marâtres font déserter les villes et les bourgades, et ne peuplent pas moins la terre de mendians, de vagabonds, de domestiques et d'esclaves, que la pauvreré.
Caracteres de la Bruyere.

wöhnlichen Heldenthaten. Er ſtörte auf dieſe Weiſe den Hausfrieden täglich, ſein Vater wurde täglich mehr und mehr gegen ihn eingenommen, und die Stiefmutter dachte mit Ernſt darauf, den gottloſen Buben los zu werden.

Eines Tages ſollte ſie bei einem vornehmen Manne zu Gevatter ſtehen. Sie hatte zu dieſer Feierlichkeit einen ganz neuen Blondenbeſatz aus dem Schranke geholt, und auf dem Sofa zurecht gelegt. Fritz ſah es, und lächelte ſchadenfroh. Er lockte flugs einen alten ſchmutzigen Kater herbei, der die üble Gewohnheit hatte, die koſtbarſten Dinge für Nachtgeſchirre anzuſehen. Der Kater wurde mitten auf die Blonden gelegt, und der Erfolg entſprach ſeiner Erwartung. — Aber nun brach das ſchon lange drohende Ungewitter über ſeinem Haupte los.

»Es iſt mit dem Fritz nicht länger auszuhalten!« ſagte die Mutter, »er muß fort! er oder ich!«

„Aber wohin?«

»Gleichviel! ich hauſe nicht länger mit ihm unter einem Dache. Iſt der Bengel nicht groß genug? laß ihn Soldat werden. Die Muskete wird ihm den Kitzel ſchon vertreiben.«

Fritz lachte; die Schweſter weinte und bat; der Vater erlaubte ſich einige ſchwache Gegenvorſtellungen; alles vergebens! das Machtwort der Mutter drang durch, und ehe ein Monat verging, war Fritz Füſelier unter dem löblichen von Oſtein'ſchen Bataillon.

Aber die Muskete vertrieb ihm den Kitzel doch nicht. Ohne eben bösartige Streiche zu machen, blieb er nach wie vor ein wilder, unbesonnener Bursche, der immer mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollte, und den seine aufbrausende Hitze in manche schlimme Händel verwickelte. Wer weiß, was bei einer gänzlich vernachläßigten Bildung endlich aus ihm geworden wäre, hätte nicht der Zufall eine Schauspielergesellschaft in seine Geburtsstadt geführt. Dieses geistige Vergnügen war ihm völlig fremd. Mit Hilfe einiger Sparpfennige, die ihm seine sanfte Schwester zusteckte, hatte er oft Gelegenheit, Theil daran zu nehmen. Der dankbare Sohn war das erste Stück, welches er aufführen sah. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn; er lachte und weinte; es waren die ersten Thränen des Gefühls; er schämte sich ihrer und erstaunte, dennoch Wollust in ihnen zu finden.

Dieser Augenblick entschied über die edlere Richtung seiner Seelenkräfte. Zwar wurde er nicht auf einmal ein anderer Mensch; er schwärmte noch, und fand noch immer Lust an wilden, geräuschvollen Vergnügungen; aber es gab doch Stunden, wo er den Büchern Geschmack abgewann, die seine Schwester ihm lieh; es gab Stunden, wo Don Quixote und Tom Jones ihn ergetzten, und endlich auch solche, wo Oberon und Don Karlos ihm Genuß gewährten.

Um diese Zeit war es, als der Held unserer Geschichte sein Gefährte wurde, und eben jene Bücher, die Wilhelm

von ihm erhielt, verſchlang und wieder verſchlang, knüpften den erſten Faden ihrer Bekanntſchaft. Es war nur ein lockerer Faden, aber die Zeit gab ihm Stärke. Der wilde Fritz befolgte dann und wann den weiſen Rath ſeines kälteren Freundes, konnte ſich einer gewiſſen Achtung für ſeine Urtheile nicht erwehren, und befand ſich wohl dabei. Wilhelm hingegen that ihm zuweilen den Gefallen, einer luſtigen Geſellſchaft mit beizuwohnen, und verhütete nicht ſelten durch ſeine Gegenwart manche Albernheit oder manchen Mißverſtand, der Bacchusbrüder ſo leicht entzweit. Kurz, Wilhelm ließ ſich zu Fritz herab, und Fritz klimmte zu Wilhelm empor. Täglich entdeckte er in unentfalteten Winkeln ſeines Herzens ein neues, zartes Gefühl; täglich wurde ſein Kopf heller, ſeine Seele reiner geſtimmt, und bald war von allen ſeinen Jugendfehlern nur noch die Hitze, das ſchnelle Aufbrauſen übrig geblieben, das, wenn es auch nicht immer einen guten Menſchen bezeichnet, doch mit Herzensgüte weit verträglicher iſt, als tückiſche Kälte.

Zehntes Kapitel.

Der Mörder.

So waren dem armen Wilhelm zwei Jahre verstrichen. Aus seiner Heimath erhielt er keine Nachricht, und verlangte auch keine. Was konnte man ihm von dorther melden? — Daß Hannchen einen reichen, vornehmen Mann geheirathet? daß sie vielleicht schon Mutter sei? — betrübte Neuigkeiten, die ein Liebender nie zu erfahren wünscht. Wilhelm ging jedem Landsmann auf hundert Schritte aus dem Wege, und scheute sich sogar, die Zeitungen zu lesen, aus Furcht, Hannchens Vermählung darin angezeigt zu finden. Uebrigens war und blieb Hannchen ihm nach wie vor das Liebste auf der Welt, und — im Vertrauen gesagt — würde Fritz Perlstädt seine Freundschaft nie so leicht gewonnen haben, wenn seine Schwester nicht zufälligerweise auch Hannchen geheißen hätte. Nicht als ob diese Schwester ihm sonst interessant gewesen wäre; er wollte sie nicht einmal kennen lernen, so oft auch Fritz ihn zu einem Besuche bei ihr einlud; sondern es war ihm genug, zu wissen, seines Freundes Herz hänge auch mit Liebe an einem Geschöpfe, Namens Hannchen. Deswegen hörte er ihn auch so gern von ihr reden, und so oft das Wort Hannchen Fritzens Munde entschlüpfte, nickte Wilhelm

freundlich, als wollte er ſagen: »ich habe auch eine Schweſter, die Hannchen heißt.«

Wenn Wilhelm bei dieſer fortdauernden, innigen und hoffnungsloſen Liebe nicht ein Raub der Schwermuth wurde, ſo verdankte er das allein ſeiner raſtloſen Thätigkeit. Die Freiſtunden, welche der Dienſt ihm übrig ließ, waren zwiſchen dem Unterrichte einiger Kinder und ſeiner eigenen Geiſtesbildung getheilt. Nur ſelten gelang es ſeinem muntern Freunde, ihn von den Büchern weg mit ſich hinaus in's Freie zu ziehen. Das Wetter mußte ſehr einladend und der Himmel ſehr heiter ſein, wenn Wilhelm nachgeben ſollte. Geſchah es aber, ſo konnte er auch nach ſeiner Art recht froh werden; denn es hat ſich kein Gram ſo tief gefreſſen, daß die Reize der Natur ihm nicht, wenigſtens auf Augenblicke, ein lindernd Opium würden.

Einſt kam Fritz an einem ſchönen Maitage, und überredete Wilhelm, mit ihm auf ein nahe gelegenes Dorf zu ſpaziren. Sie gingen, unter traulichen Geſprächen, zwiſchen blühenden Barbaritzenhecken. Nahe an dem Dorfe, wo ſie eine Flaſche Waizenbier trinken wollten, geſellte ſich noch ein dritter Soldat zu ihnen, Franz Rohr, ein ſchielender, hämiſcher Menſch, der immer Händel ſuchte, und keinen ungeneckt ließ. Hatte er vollends, wie jetzt, ein Glas Branntwein im Kopfe, ſo rieb er ſich an Freund und Feind, wie der Rezenſent Huber, und wer ihm nicht aus dem Wege gehen konnte, mußte ihn entweder verachten, oder hinter die Ohren ſchlagen.

Wilhelm und Fritz wären ihm gern aus dem Wege gegangen, aber sie wurden ihn nicht früher gewahr, als bis er, beim Umbiegen um eine Hecke, plötzlich vor ihnen stand. »Guten Tag, Herr Pastor!« redete er sie an.

Fritz. Wen meinst du damit?

Franz Rohr. Wen anders, als den gestrengen Herrn Wiese, der bald unser Feldprediger sein wird.

Wilhelm. Danke für das gute Zutrauen.

Franz Rohr. Dann bleibst du auch fein in Sicherheit bei der Bagage.

Fritz. Vor deiner giftigen Zunge wäre er auch dort nicht sicher.

Franz Rohr. Bewahre der Himmel! wer dürfte sich an dem Liebling unsers Hauptmanns vergreifen. Er stellt ihn ja immer der Kompagnie zum Muster vor.

Fritz. Nur Schade, daß du und deines Gleichen ihm nicht nachahmen.

Franz Rohr. Hm! es wäre schnurrig, wenn jeder Soldat bei der Armee, statt der Patronen, ein Buch in der Tasche trüge, und wenn er Feuer geben sollte, läse er dem Feinde eine Ode vor.

Wilhelm (gelassen). Laß das gut sein, Rohr; jeder belustigt sich nach seinem Gefallen.

Fritz. Und das geht Keinem etwas an, verstehst du mich?

Franz Rohr (spöttisch). Wenn ich nun sage, daß ich dich nicht verstehe? was denn?

Fritz (mit Wärme). So werde ich dir's ſchon deutlicher zu machen wiſſen.

Franz Rohr. Oho! das wäre!

Wilhelm (zu Fritz). Laß ihn geh'n, antwort' ihm nicht.

Beide ſchwiegen, aber Franz Rohr ſchlenderte immer neben ihnen her. »Wo geht ihr denn hin?« hub er von neuem an.

Wilhelm. Nach Gründorf.

Franz Rohr. Was wollt ihr da machen?

Wilhelm. Eine Flaſche Bier trinken.

Franz Rohr. Aus Fingerhüten vermuthlich?

Fritz. Höre, Franz, du biſt ein erbärmlicher Spaßvogel! ich rathe dir, laß das Sticheln bleiben, oder es geht nicht gut.

Franz Rohr. Nun, es kann ja nicht immer gut geh'n.

Fritz. Zumal in deiner Geſellſchaft.

Franz Rohr. Die war dir vormals freilich lieber.

Fritz. Gedenke meiner Jugendſünden nicht.

Franz Rohr. Wahrlich, Kamerad! du warſt ſonſt ein firer Kerl, aber ſeitdem du mit dem Kopfhänger da umgehſt —

Fritz. Halt das Maul! der Kopfhänger iſt mein Freund, und wer ſich an ihm reibt, dem darf wenigſtens die Klinge nicht in die Scheide geroſtet ſein.

Franz Rohr. Die meinige iſt ziemlich locker.

Wilhelm. Ich bitte dich, Fritz! mach' ihm nicht die Freude, dich zu ärgern.

Franz Rohr. Der Herr Paſtor können vermuthlich kein Blut ſeh'n?

Fritz. Warum nicht? wenn Einer Naſenbluten durch Ohrfeigen bekömmt, ſo mag er das wohl leiden.

Franz Rohr. Gelbſchnabel! das wollen wir verſuchen.

Mit dieſen Worten ſchlug er ihn in's Geſicht, ſprang einen Schritt zurück und zog den Säbel. Wie der Blitz flammte auch Fritzens Säbel in der Luft, mit blinder Wuth ſtürzte er auf den Böſewicht ein, und ehe noch Wilhelm ſich dazwiſchen werfen konnte, lag der Spötter ſchon blutend zu ſeinen Füßen. Halb trunken rannte er ſelbſt in ſeines Gegners Klinge, die ihm tief in das giftige Herz fuhr. Ein ſchwarzer Strom ſchoß ihm aus dem Munde, und verſchlang den letzten Fluch, mit dem er zur Hölle hinabſtürzte.

»Ach, mein Gott!« rief Wilhelm, »was haſt du gemacht!«

»Es iſt dem Hunde ſchon recht geſchehen,« ſagte Fritz, »hat er mich doch bei den Haaren zu dieſer That gezogen.«

Wilhelm. Aber was ſoll nun werden? wirſt du nicht immer als Mörder beſtraft? wird man dem Zeugniß deines Freundes trauen?

Fritz. Schwerlich! was iſt zu thun? — ich muß fliehen —

Wilhelm. Und dein armer alter Vater? deine gute Schweſter? —

Fritz. Es iſt hart! aber ich leide unverſchuldet.

Wilhelm. Und um meinetwillen! nein, das gebe ich nicht zu! — Raffe dich zuſammen, Fritz, ſtecke dein Seitengewehr ein, geh in die Stadt, nenne mich als den Thäter; ich fliehe indeſſen.

Fritz. Biſt du von Sinnen?

Wilhelm. Hier iſt keine Zeit zu verlieren, ich habe es wohl überlegt. Du haſt deine Heimath nie verlaſſen, biſt der Welt unkundig, man würde dich ertappen, ich weiß mir ſchon eher zu helfen. Auch habe ich weder Vater noch Mutter, weder Schweſter noch Bruder, mein Schickſal wird niemanden eine Thräne koſten.

Fritz (ſich die Augen trocknend). Sind denn das keine Thränen? meinſt du, ich könnte dich in's Elend jagen und jemals wieder Ruhe ſchmecken? meinſt du, ich könnte deinen Namen am Schnellgalgen leſen, ohne vor Scham in die Erde zu ſinken?

Wilhelm. Unverdiente Strafe ſchändet nicht. Mein Name bleibt in deinem Herzen, und Gott war hier Zeuge!

Beide Freunde ſanken gerührt einander in die Arme; doch hier war keine Zeit, ſich ihren Gefühlen zu überlaſſen; die Gefahr heiſchte einen raſchen Entſchluß; wie bald konnte man ſie bei dem Leichnam überraſchen; jedes längere Zaudern erſchwerte die Flucht. Wilhelm bot alle ſeine Beredſamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß Liebe zu Eltern und Verwandten, auf welche ſeine Schande zurückfalle, ihm Trennung von ſeinem Freunde zur Pflicht mache. Er überzeugte ihn zwar nicht, aber er betäubte ihn doch. Ach! Fritz, der unfreiwillige Mörder, war ſo ſchon betäubt, und wußte kaum, was er that. Weinend ſchob er ſeinen Beutel in die Hand des biedern Jünglings — ſprachlos drückte er ihn an ſeine Bruſt — Wilhelm riß ſich los und floh — floh leicht wie ein Reh, denn ſtatt eines Mordes lag eine edle That auf ſeinem Herzen!

Eilftes Kapitel.

Der Paſtor.

Wenn ein Flüchtling mit wenigen Groſchen in der Taſche, und dem Bewußtſein einer guten Handlung im Buſen, leichter und froher den Bettelſtab ergreift, als ein gekrönter Räuber den Scepter — o Gott! wie mag der Menſch von dir noch Lohn für das begehren, was im Augenblicke der That ſich ſchon belohnt. — Als der Abend hereinbrach, hörte Wilhelm ohne Herzklopfen drei Kanonenſchüſſe, und bald nachher das Geläute der Glocken auf den benachbarten Dörfern. Er wußte, daß es ihm gelte, und verbarg ſich in einem Graben, unter einer Brücke der Landſtraße, über die er bald nachher die Huſe der Huſarenpferde donnern hörte, welche ihm nachſetzten. Er verließ ſeinen Schlupfwinkel nicht eher, als bis die Finſterniß ſeine Flucht begünſtigte. Waren ihm gleich die Wege unbekannt, ſo wußte er doch, daß die Grenze nahe ſei, und nachdem er ein paar Stunden haſtig fortgeeilt, überzeugte ihn ein Crucifix von ſeiner glücklichen Ankunft auf fremdem Grund und Boden, denn das benachbarte Land war katholiſch.

Ermüdet warf er ſich in's Gras um auszuruhen. Nicht lange, ſo verkündete die Morgenröthe den kommenden Tag,

und er erblickte in einer kleinen Entfernung ein Dorf, wo er eine Zuflucht bis auf den Abend zu ſuchen beſchloß; denn auch auf fremdem Gebiete mochte er, aus Furcht vor Steckbriefen es nicht wagen, ſeinen Weg am Tage fortzuſetzen. »Jener Kirchthurm«, dachte er, »bürgt mir dafür, daß ein Paſtor im Dorfe hauſt. Wenn ich ihm freimüthig bekenne, was mich zur Flucht zwang; ſo wird er mir einen Winkel auf ſeinem Heuboden, bis es dunkel wird, nicht verſagen.«

Mit dieſem Vorſatz trat er in's Dorf, und klopfte an die Wohnung des Paſtors. Ein Fenſterlein that ſich auf, ein dicker Kopf quoll hervor.

»Was begehrt Er, mein Freund?« redete der Vitelliuskopf den Flüchtling an.

»Ich begehre ein Wörtchen im Vertrauen zu ſprechen.«

„Eine kleine Geduld, man wird Ihm die Pforte aufthun.«

Der Dickkopf zog ſich ſanft zurück, verſchloß das Fenſter leiſe, kam mit ſchleichenden Tritten bis an das Pförtchen, und öffnete es ohne Geräuſch. Jetzt ſah Wilhelm, daß der Kopf nur zum Modell eines Bauches gedient hatte, der, wenn wieder einmal ein Jonas zu verſchlingen, und eben kein Wallfiſch bei der Hand wäre, leicht mehr als einen Propheten beherbergen könnte. Daß dicke Menſchen auch

gut und wohlthätig ſein können, davon hatte Wilhelm die Erfahrung bereits gemacht, er ließ ſich daher durch die Stück-Faß-Geſtalt in ſeinem Glauben nicht irre machen.

Es gibt zweierlei Arten von Freundlichkeit: die eine iſt wie der Staub auf Schmetterlings-Flügeln, die Menſchengeſichter ſind gleichſam nur damit gepudert. Die andere trägt die friſche Farbe einer herbſtlichen Frucht, beweiſt inwendige Reiſe und Süßigkeit, und erquickt den Durſtigen. Menſchen, die immer lächeln, ſo bald man ſie anredet, und immer glatt ſind, wenn man ſie auch aufwärts ſtreichelt, ſolche Menſchen haben die Freundlichkeit nur gepachtet, ſie iſt nicht ihr Eigenthum. Aus einem Pachtgut zieht man ſo viel Nutzen als möglich, und nur der Eigenthümer meint es ehrlich mit ſeinem Beſitz, ohne eben immer auf Vortheil dabei zu ſehen. Der kleine dicke Paſtor hatte ſeine Freundlichkeit gepachtet, und ſie trug ihm jährlich von ſeinen Eingepfarrten artige Summen ein. Er blickte mit eben dem ſanften Lächeln auf ein Brautpaar, mit dem er einem armen Sünder zuredete.

Wilhelm beſaß nicht feinen phyſiognomiſchen Sinn genug, um zu unterſcheiden, ob die Freundlichkeit ſeines Wirths das Gepräge des Herzens oder der Gewohnheit trage. Mit Anmuth und Ruhe — denn er war ja kein Verbrecher — trug er ſeine Noth dem Paſtor vor, der ihn anhörte, ohne eine Miene zu verändern.

»Ganz wohl, mein Sohn,« ſprach er mit ſanfter und leiſer Stimme, »folge Er mir getroſt.« Er führte ihn auf den Boden, wo ein Verſchlag von Bretern gemacht war, und wo er ihm ein Bund Heu zur Lagerſtätte anwies.

»Er iſt vermuthlich die ganze Nacht herum gewandert, und wird der Ruhe bedürfen. Hier ſtört Ihn niemand. Zu Mittag will ich Ihm ſelbſt eine Schale voll Suppe bringen, und was der liebe Gott ſonſt beſchert. Wenn es finſter wird, mag Er dann in Gottes Namen weiter gehen. Zwei Stunden von hier liegt ein Flecken, der Gerichtshalter iſt mein Freund; ich will Ihm einen Brief mit geben, damit Er einen Paß bekommt, denn ohne Paß wird Er ſchwerlich durchſchlüpfen. Auch rathe ich Ihm, ſeine Montur je eher je lieber gegen einen Bauerkittel zu vertauſchen.«

Wilhelm, durch dieſe zuvorkommende Willfährigkeit entzückt und gerührt, küßte mit warmer Dankbarkeit die fette Hand des Paſtors. — Sorglos ſank er auf das friſche duftende Heu, und ſchlummerte ſanft einige Stunden. Als er gegen Mittag die Augen aufſchlug, ſtand der Paſtor vor ihm, mit einer Schüſſel voll Suppe, Brot, Schinken und einer Flaſche Halbbier.

»Nehme Er, mein Freund, und thue Er ſich gütlich; hier iſt auch der Brief an den Gerichtshalter. Doch rathe ich Ihm, mein Haus nicht vor Mitternacht zu verlaſſen. Es ſind preußiſche Huſaren im Dorfe, die Schenke iſt

nicht weit, und Er wird wohl thun, ſich ſtill zu halten, bis Wirth und Gäſte im erſten Schlafe liegen. Hat Er nur erſt die Kleider gewechſelt und den Paß in der Taſche, ſo iſt Er geborgen.“

Neuer Dank von Seiten des verfolgten Flüchtlings. Der Paſtor verließ ihn mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit. Wilhelm aß, trank, und entſchlummerte zum andern Male. Gegen Abend erwachte er geſtärkt, und überließ ſich nun in dieſer Einſamkeit ſeinen Grillen. Wehmüthig blickte er auf die Vergangenheit und hoffnungslos in die Zukunft. Wohin er ſich wenden — was aus ihm werden ſolle — er wußte es nicht, und beinahe war es ihm gleichgiltig. Brot, dachte er, findet ein Menſch, der arbeiten kann, überall, und wenn er der Liebe entſagen muß, ſo iſt es gleichviel, wo er es findet.

Bis jetzt hatte eine Todtenſtille in dem kleinen Hauſe des Paſtors geherrſcht; Wilhelm hörte keinen Fußtritt, kein Reden noch Flüſtern. Ein paar Mäuſe auf dem Boden, die durch den Geruch ſeines Schinkens gelockt wurden, und ganz zahm um ihn her ſpazirten, ſchienen faſt die einzigen Bewohner. Als aber die Dämmerung hereinbrach, da glaubte Wilhelm unter ſich ein leiſes Wimmern zu vernehmen. Er horchte — es war wieder ſtill. Ich habe mich geirrt, dachte er, und ſchlug ſich's aus dem Sinne. Aber kaum hatte er einem andern Gedanken Raum gegeben, als ihn das Wimmern abermals ſtörte. Er hielt den Athem an

ſich und lauſchte. — Jetzt vernahm er deutlich, bald in längern, bald in kürzern Pauſen ein Aechzen und Stöhnen. Es ſchien aus einem Zimmer, gerade unter ſeinem Zufluchtsort herauf zu ſteigen. Das Haus war nur von Holz gebaut, und der dünne Fußboden begünſtigte ſeine Neubegier. Er legte ſich platt nieder, und heftete das Ohr an den Boden. Nun hörte er deutlich, daß er ſich nicht geirrt hatte; aber aus weſſen Bruſt dies Wimmern kam? und welche Noth es verurſachte? das konnte er nicht errathen.

Dann und wann kam es ihm vor, als vernehme er die Stimme des Paſtors. Er ſchloß daraus, daß noch eine dritte nothleidende Perſon im Hauſe ſein müſſe, die vermuthlich von dem menſchenfreundlichen Paſtor eben ſo hilfreich aufgenommen worden, als er ſelbſt. Doch konnte er nicht begreifen, wodurch eigentlich dieſe Jammertöne veranlaßt würden? — war es ein Kranker, ſo mußte die Krankheit ſehr ſchmerzhaft ſein, denn ein ſolches Wimmern und Aechzen konnte nur ein heftiger Schmerz auspreſſen. Sein weiches Herz litt mit dem unbekannten Leidenden; er vergaß darüber ſeine eigene Gefahr.

Mit der hereinbrechenden Nacht wurde das Stöhnen immer ängſtlicher und anhaltender. Endlich verwandelte es ſich ſogar in Kreiſchen; es war ein weibliches Kreiſchen, es ſchnitt dem armen Wilhelm durch's Herz, er wünſchte ſich zu den Huſaren in die Schenke. Nach einer halben Stunde wurde es ſtill, er hörte leiſe gehen, und bald darauf die

Hofthür knarren. Die Neubegierde trieb ihn an das Dachfenſter, der Mond war eben aufgegangen. Er ſah den Paſtor über den Hof nach dem Garten ſchleichen, es kam ihm vor, als trüge er etwas unter ſeinem weiten Mantel. Wilhelm's Blicke verfolgten ihn in den Garten. Der Paſtor ſtand unter einem großen Baume ſtill, legte ſeine Bürde nieder, holte eine Schaufel und fing an zu graben.

Das weibliche Gekreiſch hatte ſich indeſſen wieder in ächzendes Wimmern verwandelt, und Wilhelm wurde mit ſanfter Gewalt durch das, was er hörte, von dem ſeltſamen Schauſpiel weggezogen, dem ſeine Augen zuſahen. Er ſchliech auf den Zehen die Bodentreppe herab, und näherte ſich mit verhaltenem Athem dem Zimmer, aus welchem die Schmerzenstöne ſchallten. Ein Lichtſtrahl verrieth ihm, daß der Paſtor im Herausgehen die Thüre nur angelehnt hatte. Er lauſchte und ſah — die Diele ſchwamm in friſch vergoſſenem Blute; eine Lampe erleuchtete ein Bett, auf welchem ein junges todtenblaſſes Frauenzimmer lag. — Wirf die Feder weg! und wage es nicht, Wilhelm's gräßliche Gefühle zu ſchildern — Großer Gott! es war Hannchen!

Kalt wie Stein und leblos ſtand der arme Jüngling, ſeine Füße wurzelten am Boden, ſeine Knie ſchlotterten, ſein Haar ſträubte ſich, ſein Blick ſtarrte nach dem Geſpenſt, das hohläugig um ſich ſchaute und ächzte. Er wollte ſchreien — der Hals war ihm zugeſchnürt; er wollte fliehen — die Glieder waren ihm gelähmt. Wie lange er ſo

ſtand — wie er endlich von dieſem Schreckensorte hinwegtaumelte, wie er die Hausthür erreichte und auf die Landſtraße kam — von alle dem hatte er noch am andern Morgen nur eine traumähnliche Erinnerung. Erſt unter einem Baume fand er ſeine Beſinnung wieder, als die Sonne ſchon hoch über ihm ſtand, und eine junge Bauerdirne ihn freundlich fragte: ob er krank ſei? indem ſie ihm einen Topf mit Milch zur Erquickung bot.

Er ſtarrte das Mädchen mit großen Augen an; ihm war es, als erwache er aus einem Fieberſchlaf. »Ich danke dir, mein Kind,« ſtammelte er leiſe, »ich bedarf nichts.« — Das Mädchen warf einen mitleidigen Blick auf ihn, ſchüttelte den Kopf und ging weiter.

Zwölftes Kapitel.

Das Gefängniß.

Als der Himmel den Schrecken in die Welt ſandte, da gab er ihm zum wohlthätigen Gefährten die Betäubung. Der Schrecken würde die Maſchine in einem Nu zerſchmettern, wenn er ſie nicht in den Schooß der Betäubung ſchleuderte.

Wilhelm floh ſinnlos den Schauplatz jener Gräuel, er ſetzte haſtig und bewußtlos einen Fuß vor den andern; er ging der Schenke vorbei, ſah zwei Huſaren im Mondenſchein auf einer Bank ſchlummern, und verdoppelte keinen ſeiner Schritte. Nach mehreren Stunden warf ihn Erſchöpfung unter einem Baume in's Gras, der Morgenthau durchnetzte ihn, er fühlte es nicht — die Nacht wechſelte mit dem Tage, er ſah es nicht — die Lerche ſtieg lautwirbelnd an ſeiner Seite empor, er hörte es nicht. Als das Milchmädchen ihn verließ, ſah er ihm lange gedankenlos nach; dann ließ er ſein Haupt zur Erde ſinken, und rupfte, ſo weit er reichen konnte, die Feldblumen aus dem Boden.

Gegen Mittag zog ein Gewitter herauf, es donnerte in der Ferne. Wilhelm hörte es wie im Schlafe, und es

Digitized by Google

war ihm lieb. Der Himmel bezog ſich ſchwarz, nun ſah er gern hinauf. Große Regentropfen fielen ihm auf das Geſicht, das kühlte die Glut ſeiner Wangen. Die Blitze wurden immer leuchtender, die Donnerſchläge immer ſtärker — Wilhelm begann freier zu athmen. Ein dichter Platzregen, von einem Wirbelwind begleitet, ſtürzte aus dem finſtern Wolkenſchooß herab. Eine nahe Strohſcheune bot dem Wanderer ein ſicheres Obdach: Wilhelm ſah die Scheune und rührte ſich nicht.

In dieſem Augenblick zog ein Kommando Huſaren an ihm vorüber. Um ſich vor dem böſen Wetter zu ſchützen, hatten ſie die Mäntel über die Naſen geſchlagen, und ritten in ſchnellem Trab. Sie ſahen ihn nicht, aber Wilhelm ſah ſie ohne Furcht, erkannte ſie für Preußen, und konnte nicht begreifen, aus welcher Urſache ſie hier herumſchwärmten.

Je lauter der Sturm heulte und der Donner brüllte, je mehr fühlte er ſeine Bruſt erleichtert, je freier blickte er empor. Jetzt ſtand das Gewitter gerade über ſeinem Haupte. Der Blitz ſchlug mit fürchterlichem Krachen in einen kaum hundert Schritt von ihm entfernten Eichbaum, und ſpaltete ihn von der Wipfel bis zur Wurzel.

»Warum nicht in dieſen!« ſagte Wilhelm, indem er ſeine Hand nach dem Baume ausſtreckte, unter welchem er lag. »Gott! zerſchmettere mich im Kampf der Elemente! nimm dein unerbetenes Geſchenk zurück! und verleih es

einem Thoren, der es der Mühe werth hält, dir dafür zu danken!»

Wohl dir, armer Jüngling, daß deine krampfhaft verschloſſenen Lippen ſich wieder öffnen. Hadre mit dem Schickſal — murre — klage — und gelingt es dir, die kalten Regentropfen in deiner Augenwimper mit warmen Thränen zu miſchen, ſo geht der Dämon der Verzweiflung an dir vorüber. — Ja ſchon ſenkt ſich unter fern verhallendem Donner der ſanftere Genius der Schwermuth auf dich herab. Der Sturmwind ſchweigt — die Sonne blickt durch einen naſſen Schleier — die Vögel erwachen zum Geſange — du weinſt. —

Weine — ſchluchze — dieſe Thränen erſticken den aufkeimenden Gedanken an Selbſtmord. »Ich bin ja noch nicht ganz losgeriſſen von der Kette der Weſen,» rief er aus, »ich habe noch einen Freund, den ich retten muß! einen Freund, dem ich gelobte, für mein Leben zu wachen. — Fliehe! fliehe! jeder Schritt bringt ihn der Ruhe näher, und entfernt dich weiter von der Treuloſen! — Hannchen! Hannchen! wie tief biſt du geſunken!» —

Er raffte ſich auf, und kam gegen Abend in den Flecken, den der Paſtor ihm angezeigt hatte. Hier erinnerte er ſich des Briefes an den Gerichtshalter, und ob ſich gleich ſein Herz empörte, eine Wohlthat durch Hilfe eines Menſchen zu empfangen, der das Heiligthum dieſes Herzens geſchändet hatte; ſo überwog doch die Betrachtung: daß

Freundes Rettung jetzt die einzige Pflicht sei, die ihm obliege, seinen Widerwillen gegen diesen Schritt. Er ging zum Gerichtshalter, fand einen alten, eisgrauen Mann mit einem wohlwollenden Gesichte, und überreichte ihm den Brief.

Der Greis holte seine Brille hervor, las — staunte — warf einen forschenden Blick auf Wilhelm — las wieder, und ein Zug des Unwillens ward um seinen Mund sichtbar. Er nahm bedenklich die Brille ab, legte den Brief auf den Tisch, und ging einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder. Endlich zog er an einer Klingel, seine zitternde Hand schien ihm ungern diesen Dienst zu leisten. Ein Gerichtsdiener trat herein.

»Mein Freund,« sprach der Greis zu Wilhelm, »es thut mir leid, Ihm sagen zu müssen, daß Er betrogen worden. Er ist in üble Hände gefallen. Wäre Er blos Deserteur, so wollte ich gern ein Auge zudrücken; aber dieser Brief klagt Ihn als Mörder an. Er ist mein Gefangener. Gerichtsdiener, thue Er seine Pflicht.«

Wilhelm stand versteinert. »Ist es möglich!« rief er aus, »so viele Bosheit unter der Hülle freundlicher Sanftmuth! Dieser tückische Mensch, der das Zutrauen eines Verfolgten so schändlich mißbraucht, hat ein unschuldiges Mädchen verführt, sein eigenes Kind ermordet, und in der vorigen Nacht unter einem Baume im Garten verscharrt.«

Mit Entsetzen hörte der rechtschaffene Greis eine Aussage, die Wilhelm, dessen menschliches Gefühl auf's äußerste empört war, ihm umständlich wiederholte, ohne zu bedenken, welcher Gefahr er das arme Hannchen aussetzte. Mit zerrütteten Sinnen, mit zerstörtem Glauben an Liebe, Treue und Menschlichkeit folgte er dem Gerichtsdiener in's Gefängniß, wo eine schwere Kette seinen Fuß an die Mauer fesselte. Uebrigens behandelte man ihn so gütig, als die strenge Pflicht seinem Richter vergönnte.

In der folgenden Nacht begab sich der Greis mit einigen Häschern in das Haus des erschrockenen Pastors. Die Wöchnerin läugnete ihren Zustand nicht. Auf die Frage: wo ihr Kind geblieben, antwortetr sie mit Thränen: »man habe es ihr genommen, und einer fremden Bäuerin zum Säugen gegeben, da sie doch selbst so gern ihm ihre Brust gereicht haben würde.» — Sie sagte das mit dem Ton der Unschuld und Wahrheit, aber dem Pastor trieb das Gewissen den Angstschweiß auf die Stirn.

Man ging hinab in den Garten, man fand unter einem Baume frisch aufgewühlte Erde, man grub — siehe da lag ein neugebornes Kind, in ein blutiges Tuch gewickelt, eine große Stecknadel stack in seiner Schläfe. Die Häscher ergriffen den Bösewicht, und warfen ihn gebunden in ein Loch, aus welchem die geistliche Gerichtsbarkeit ihn bald wieder hervorzog. Man hörte nicht weiter von ihm reden.

Als das arme Hannchen den Mord ihres Kindes erfuhr, lag sie drei Tage ohne Besinnung, am vierten war

ſie wahnwitzig. Der menſchliche Gerichtshalter wagte es nicht, ſie in dieſem Zuſtande in engere Verwahrung zu bringen. Er ließ einen Arzt herbei rufen, verordnete ihr Wächter und Krankenwärter, und erſt nach Verlauf eines Monats, als der Arzt verſicherte, daß man ſie ohne Gefahr wegbringen könne, ward ſie in's Gefängniß abgeholt.

Wilhelm ſchmachtete während dieſes Monats in Feſſeln, ohne zu wiſſen, was in Anſehung ſeines Schickſals vorging. Gerichtliche Formalitäten hatten ſeine Auslieferung verzögert, es mußte nach der Garniſon geſchrieben und wiedergeſchrieben werden, bis endlich die Nachricht eintraf: man habe ein Kommando beordert, ihn in Empfang zu nehmen. Der Gerichtshalter wünſchte dieſe Auslieferung zu beſchleunigen, weil Wilhelm's Gefängniß das einzige in dieſem kleinen Flecken war, wohin man einen Menſchen, ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit zu befürchten, ſperren konnte.

Eines Morgens, als der Jüngling ſich eben beſchäftigte, durch Brotkrumen eine Maus näher zu locken, die ſein einziger Geſellſchafter war, hörte er plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde die Thürangeln ſeines Kerkers knarren, und die ſchweren Schlüſſel klirren. Der Gerichtsdiener ſtieß ein Frauenzimmer herein, das auf der Schwelle ohnmächtig niederſank. — »Hannchen!« ſchrie Wilhelm laut auf, und raſſelte mit den Ketten, und zuckte gewaltig die Haken aus der Mauer zu reißen. Vergebens! auch den ſchwachen Troſt, der lieben Ungetreuen Hilfe zu leiſten, ver-

ſagte ihm ſein hartes Geſchick. Er brüllte vor Schmerz! — Dieſes Brüllen und das Raſſeln ſeiner Ketten weckten das unglückliche Mädchen aus der Ohnmacht. Sie ſchlug die Augen auf und ſchauderte heftig, denn ſie glaubte einen Geiſt zu erblicken.

Wilhelm breitete die Arme nach ihr aus. Sie ſprang auf, um ſich hinein zu ſtürzen, aber plötzlich drückte die Laſt ihres Bewußtſeins ſie wieder zu Boden.

»Nein! ich bin unwerth deiner Umarmung! du weißt nicht, warum ich hier bin!« —

»Ich weiß es!« rief Wilhelm, »du biſt eine verführte Unſchuld — aber ich hoffe zu Gott! keine Kindermörderin!«

»Nein! das bin ich nicht!« — Sie kroch auf den Knien bis zu dem Geliebten, ergriff ſeine Kette und drückte ſie an ihr naſſes Auge.

Wer vermag die Jammerſcenen dieſer erſten bangen Stunde zu ſchildern! Abgebrochene Worte in Thränen erſtickt, wehmüthige Blicke und banges Aechzen — das waren die Freuden ihres Wiederſehens nach langer Trennung. »Ach Hannchen! wie war es möglich!« wiederholte Wilhelm mit herbem Schmerz. Und Hannchen, von Schluchzen unterbrochen, legte ihr Bekenntniß ab.

Dreizehntes Kapitel.

Das Bekenntniß.

„Guter Wilhelm,“ hub ſie an, »es war nicht Stolz, was meines Vaters Herz unſern Wünſchen verſchloß. Wir und die ganze Stadt hielten ihn für reich. Er war es auch vormals, aber böſe Menſchen haben ihn um das Seinige betrogen. Ein wohlhabender Schwiegerſohn ſollte ihm wieder emporhelfen. Ach! hätte ich gewußt, warum er dieſe verhaßte Verbindung ſo ängſtlich wünſchte; hätte ich gewußt, daß er im Alter zu darben fürchtete, ich hätte ihm dieſes Opfer auf Koſten meiner Ruhe gebracht. Ich würde dann nicht, von Scham und Reue zerknirſcht, die Augen vor meinem Geliebten niederſchlagen müſſen; ich würde ihm mit Zuverſicht in's Antlitz blicken, und ſprechen: dein treues Hannchen ſuchte Erſatz für hoffnungsloſe Liebe in erfüllter Pflicht.“

»Es ſollte nicht ſo ſein! das Schickſal hatte mich beſtimmt, zu verſuchen, wie viel Elend ein ſchwaches Mädchen tragen kann. Falſche Scham verſchloß meinem guten Vater den Mund. Wenn er auf's Comptoir ging, ſo ſah er, wie mit jedem Tage der Umſturz ſeines Hauſes näher rückte, und wenn er in ſein Wohnzimmer trat, ſo quälte

ihn der Anblick einer Tochter, die ſich um deinen Verluſt abhärmte.»

»Als vollends die Nachricht von deiner Entweichung bis zu meinen Ohren drang, da wurde mein Auge nicht trocken, und ich verſchloß mich wochenlang, um meinem Kummer nachzuhängen. Unſer Haus, vormals ein Sammelplatz geſelliger Freude, verödete wie ein Grab. Das friſche blühende Mädchen wankte gleich einem Schatten umher, Hannchen war nicht mehr der Troſt ihres gebeugten Vaters.»

»Der unglückliche Greis härmte ſich im Stillen, nagende Sorgen warfen ihn auf's Krankenlager, in ſeiner letzten Stunde gab er dir und mir ſeinen Segen, und ging — dort den Lohn ſeiner hier getäuſchten Redlichkeit zu ernten. Sein Tod zermalmte mein leidendes Herz, und doch kannte ich den ganzen Umfang meines Elends noch nicht. Es blickte durch die Nacht, die mich umgab, noch ein ſanfter Strahl der Hoffnung. Ich bin frei! flüſterte es mir heimlich im Buſen: ich bin reich, und reicher noch durch meines Vaters Segen. Ich werde Wilhelm aufſuchen, alle Zeitungen ſollen ihm nachſpüren, und finde ich ihn — in welchen Winkel der Erde dränge die Stimme der Liebe nicht! — ſo kehrt er zurück in meine Arme, und theilt des Vaters Nachlaß: Reichthum und Segen!»

»Solche Träume milderten meinen Kummer in den erſten Wochen, bis ein weitläufiger Verwandter kam, die

Papiere des Verstorbenen untersuchte, und mir sehr trocken erklärte, daß ich eine Bettlerin sei. Eine verwaiste Bettlerin! nie gewöhnt, ihr Brot durch Hände-Arbeit zu verdienen, ohne Freunde, ohne Bekannte, ein Fremdling in der großen Welt — wohin sollte ich fliehen? wo Rettung vor dem Hunger suchen? — Der weitläufige Verwandte, aus Furcht, sich selbst eine Bürde aufzuladen, sprach viel von seiner zahlreichen Familie, seinen geringen Einkünften, und rieth mir, in's Münstersche zu einer alten Muhme zu reisen, von der ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Die Noth zwang mich, seinen Rath zu befolgen. Ich nahm aus dem väterlichen Hause nichts mit mir, als den kleinen Marlborough, und kam, nach tausend überstandenen Beschwerden, glücklich bei der alten Muhme an, die sehr reich, sehr fromm, und folglich sehr geizig war."

»Sie ging lange mit sich zu Rathe, ob sie mich für ihre Verwandte erkennen solle oder nicht. Endlich nahm sie mich doch in ihr Haus, um, wie sie sich ausdrückte, dem Himmel ein Kapital auf Zinsen zu leihen. Der Himmel wolle einst ihre Hoffnungen nicht täuschen, wie sie die Meinigen getäuscht hat! das Kapital war sehr gering. Sie versah mich kaum mit dem Nothdürftigen, und versalzte mir jeden Bissen durch Vorwürfe über meine Armuth, durch hämische Anspielungen auf die üble Wirthschaft meines guten Vaters."

»Ich habe in ihrem Hause mehr Thränen als Wassertropfen verschluckt; ich habe mehr gelitten, als ich in den

Tagen meiner frohen Jugend ertragen zu können glaubte; und wollte Gott, ich wäre damals mit dem Kranz meiner Unschuld in's Grab gestiegen! Das Schicksal hatte seinen Groll an mir noch nicht erschöpft.»

»Ein Zufall führte auf einer Reise einen Pastor in unser Haus. Niemand wußte besser den Schein der Redlichkeit und Frömmigkeit zu heucheln. Er sah mich und fand Gefallen an mir. Er kam öfter wieder und brachte halbe Wochen in unserm Hause zu; doch nie entschlüpfte ihm ein Wort, das meine Unschuld schüchtern machen könnte.»

»Endlich rückte er gegen die Alte mit dem Vorschlag heraus: mich als Haushälterin zu sich zu nehmen. Zwar schien es ihm selbst verdrießlich, daß ich noch so jung sei, indessen vertraute er auf meine Sittsamkeit, und auf seinen eigenen, zu fest gegründeten Ruf. Der geizigen Muhme kam dies Anerbieten erwünscht; sie konnte nicht aufhören, mir Glück zu wünschen; sie setzte redselig alle Vortheile dieser Versorgung in helles Licht; wie ich dort an nichts Mangel leiden, und mein guter Name vor jeder Verläumdung geschützt sein würde.»

»Ich sah, wie gern sie mich los sein wollte; auch war ich weit entfernt, einen Böſewicht unter jener frommen, freundlichen Larve zu vermuthen. Nimm noch dazu, lieber Wilhelm, daß meine demüthigende Lage mir täglich drückender wurde, und du wirst es mir nicht verargen, daß ich den Ueberredungen meiner Muhme endlich nachgab.»

Digitized by Google

»Auch hatte ich mehrere Monate lang keine Urſache, es zu bereuen. Der Paſtor begegnete mir mit ſtudirter Gefälligkeit, kam, wo er konnte, meinen kleinen Wünſchen zuvor, ſchien mehr von mir abhängig, als ich von ihm. Wirklich kehrte damals die lang entbehrte Freundin Ruhe wieder bei mir ein. Ich nannte ihn Papa, er mich Tochter; Dankbarkeit füllte die Leere meines Herzens.» —

»Freilich kam es mir zuweilen vor, als ob ſein Auge mit ungewöhnlichem Feuer auf mir haſte: ich nannte es Wohlwollen, es war Lüſternheit. Erſpare mir die Erzählung aller der Höllenkünſte, die der Verführer anwandte, mich um meine Unſchuld zu betrügen; wie er meine Sinnlichkeit auf tauſendfache Art reizte; und als auch das ihm fehlſchlug, wie er ſich endlich eines Bubenſtücks bediente, hitzige Gewürze in meine Speiſen, betäubende Kräuter in meinen Wein miſchte, bis er in einer unſeligen Stunde einen Todten ähnlichen Schlummer benutzte, und mich zur elenden, verworfenen Dirne machte! — Ach! ich weiß es, ich hätte in dem erſten Augenblicke, als ich ſeinen teufliſchen Plan durchſchaute, nackend aus dem Hauſe fliehen, und mich in die Arme meiner Muhme werfen — lieber jede Demüthigung erdulden, als meine Unſchuld dieſer Gefahr Preis geben ſollen — aber ich baute zu ſicher auf ein Herz, wo Wilhelm herrſchte; auf Grundſätze, welche ein tugendhafter Vater mir eingepflanzt hatte — ich wußte nicht, daß es Augenblicke gibt, in welchen die Sinnlichkeit der ohnmächtigen Tugend ſpottet.»

»Ich bin beſtraft! — Der Kelch meiner Leiden iſt gefüllt bis an den Rand — ich trotze dem Schickſal, und gehe mit Freuden in den Kerker, um meine Schande zu verbergen. — So dachte ich mindeſtens noch vor einer Stunde. Ich ahnete nicht, daß mein Verhängniß mir noch einen herben Streich vorbehalten — ich ahnete nicht, daß ich im Kerker den Mann wieder finden würde, vor deſſen Blicken ich mich lieber im Grabe verborgen hätte! — Oder murre ich ungerecht? — war es vielleicht ein lindernder Tropfen auf meine dürre Zunge? — Soll ich nicht aus der Welt gehen, ohne deine Verzeihung? — wirſt du der reuigen Verbrecherin den letzten Troſt im Tode nicht verſagen?» —

Sie lag vor ihm, und weinte auf ſeine Knie, ihr naſſes Haar ringelte ſich um ſeine Ketten, ihre bebenden Arme umſchloſſen den Block, an den er gefeſſelt war. Wilhelm's Herz war zerknirſcht, ſeine Thränen miſchten ſich mit den ihrigen.

»Ich liebe dich bis in den Tod!» ſchluchzte er, »armes, unglückliches Mädchen! ich — ich allein bin Schuld an deinem Verderben! — Mein unbedachtſames Entlaufen gab deinem Schickſale dieſe ſchreckliche Wendung. Hätte ich in meinem einſamen Dörfchen geduldig auf den Beiſtand des Gottes geharrt, der treue Liebe wie die Tugend krönt, weil beide verſchwiſtert ſind; wir lebten jetzt in ſüßer Ruhe und Eintracht, reich durch Genügſamkeit. Wie könnte ich

meinen Leichtſinn dir zum Verbrechen machen? — ich — ich allein bin Schuld an deinem Verderben!» —

So klagten die armen Unglücklichen ſich ſelbſt an, und entſchuldigten einer den andern, bis, nach einer Stunde, die Thüren des Gefängniſſes ſich von neuem öffneten, und ein Kommando Soldaten hereintrat, an welches der Kerkermeiſter Wilhelm ablieferte. Hannchen ſank bewußtlos nieder, und umklammerte krampfhaft den Block, an welchen ihr Geliebter geſchmiedet war. Man riß ihn mit Gewalt hinweg von ihr, ſie blieb in Zuckungen auf dem Boden liegen, und als ſie nach mehreren Stunden die Augen aufſchlug, umgaben ſie Finſterniß und Jammer.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Der edle Wettſtreit.

„Mein Freund,“ ſagte der Hauptmann zu Wilhelm, „Er hat da einen ſehr dummen Streich gemacht. Daß Er dem Taugenichts Rohr Seinen Säbel durch den Leib rannte, je nun, das hätte ein anderer an Seiner Stelle auch gethan; denn wir wiſſen durch Perlſtädt's Ausſage, daß der elende Menſch betrunken war, Ihn lange reizte, und endlich durch eine Ohrfeige in gerechte Wuth verſetzte. Aber warum mußte Er denn eben davon laufen? — es wäre Ihm immer noch zu helfen geweſen; nun weiß Gott, wie es Ihm ergehen wird!“

„Wie Gott will!“ verſetzte Wilhelm, ohne Furcht oder Bangigkeit zu verrathen.

Der Hauptmann. Er ſcheint ſehr ruhig?

Wilhelm. Ich nähere mich dem Ziele meiner Leiden.

Der Hauptmann. Ich bedaure Ihn, Er war immer ein wackerer Burſche, meine Kinder fragen noch täglich nach Ihm. Wollte Gott, ich könnte Ihm durchhelfen. Ohne die lange Gaſſe wird er freilich nicht abkommen, aber wenigſtens wollen wir verſuchen, ihm das Leben zu retten.

Digitized by Google

Wilhelm. Gnädiger Herr, Sie würden mir keine Wohlthat erzeigen.

Der Hauptmann. Pfui! ſchäme Er ſich, hat Er Luſt zu ſterben, ſo ſehe Er einer feindlichen Kanone in's Maul; aber dem Galgen gehe Er aus dem Wege, ſo lange Er kann. Morgen iſt Sein erſtes Verhör, ſei Er vernünftig, antwort' Er nicht mehr als man Ihn fragen wird, und ſchiebe Er in Gottes Namen alle Schuld auf den Todten, der kann Ihm nicht widerſprechen.

Mit dieſen Worten entließ der gutherzige Hauptmann den ſchuldloſen Verbrecher. Wilhelm wurde in enge Gewahrſam gebracht, auf's neue an einen Block geſchmiedet, und mit Waſſer und Brot nothdürftig geſpeiſt. Durch ein kleines vergittertes Fenſter konnte man in den Kerker ſchauen. Faſt alle ſeine Kameraden kamen ihn zu ſehen und zu bedauern — faſt alle — nur Fritz Perlſtädt nicht.

»Er thut wohl,« dachte Wilhelm, »ſein Herz iſt viel zu weich geſchaffen, er würde ſich verrathen.« — In ruhiger Betäubung erwartete er den kommenden Morgen, um im Verhör durch ein feierliches Geſtändniß ſeine Blutſchuld zu bekräftigen.

Aber indeſſen veränderte ſich die Scene urplötzlich. Zwei Stunden nach Wilhelm's Ankunft kam Fritz Perlſtädt todtenblaß, aber ohne Zittern, auf die Hauptwache, nahm ſein Seitengewehr ab, überreichte es dem Korporal, und bat ihn

in Verhaft zu nehmen, weil er Franz Rohr's Mörder sei. Man staunte ihn an, man hielt ihn für wahnwitzig, er blieb standhaft bei seiner Behauptung. Der wachhabende Offizier wurde herabgerufen, Fritz wiederholte seine Aussage; man mußte ihn also verhaften, und der Vorfall wurde sogleich an die Behörde rapportirt.

Am andern Morgen versammelte sich ein Kriegsgericht, dem die beiden Gefangenen nicht wenig zu schaffen machten, denn jeder blieb steif und fest bei der Behauptung, daß er der Thäter sei. Sie wurden confrontirt, sanken einander brüderlich in die Arme und machten sich freundschaftliche Vorwürfe, über ihre wechselseitige Hartnäckigkeit. Die Begebenheit war so außerordentlich, daß sie großes Aufsehen erregte. Der Herzog von **, Generalissimus der P — schen Truppen, befand sich gerade in der Festung. Seine Neubegier wurde gereizt, er ließ die Angeklagten einen nach dem andern vor sich kommen. Fritz erzählte ohne Schminke, wie sich wirklich alles zugetragen, und wie sein Freund sich für ihn aufgeopfert, um einen alten gebeugten Vater zu schonen. Er habe seines Freundes Großmuth angenommen, in der Hoffnung, daß der Flüchtling glücklich entwischen, und durch seine Talente überall Brot finden werde. Nun aber, da man den unschuldigen Jüngling ertappt, sei es ihm unmöglich, Vortheil von jener edlen Schwärmerei zu ziehen. Er wisse, daß er sterbe müsse, aber der Tod sei

ihm weniger bitter, als der Gedanke, seinen Freund an den Galgen gebracht zu haben.

Wilhelm widersprach dieser Aussage Punkt für Punkt, erzählte, Fritz sei von Jugend auf durch eine böse Stiefmutter gequält, und durch ihre Tücke endlich gezwungen worden, Soldat zu werden. Er habe diesen Stand wider seinen Willen ergriffen; so lange er ihn kenne, habe Lebensüberdruß ihn genagt, und er sich oft verlauten lassen, wie er mit Verlangen nur auf eine günstige Gelegenheit harre, wo sein Tod einem ehrlichen Kerl nützlich werden könne. Er bat den Herzog, ihm nicht zuzumuthen, diese Seelenkrankheit seines Freundes zu benutzen. Nur er habe in einer unglücklichen Stunde die That vollbracht, und sei willig, die Strafe dafür zu leiden.

Der edle Herzog staunte sie wechselsweise an. »Ihr seid beide brave Kerls,« sagte er gerührt, es mag nun dieser oder jener der Thäter sein. Bekennt aufrichtig, ich melde die Sache dem Könige, und wer weiß was geschieht.«

Aber sein Zureden war vergebens. Die beiden Freunde beharrten bei ihrer Aussage, und der Himmel weiß, wie der gelehrte Regimentsauditor sich endlich aus diesem Labyrinth herausgefunden haben würde, wenn nicht das Visum repertum ihm zu Hilfe gekommen wäre. Man hatte nämlich den Leichnam Franz Rohr's mit den gewöhnlichen Formalitäten besichtigt, und ein umständliches Protokoll dar-

Digitized by Google

über aufgenommen. Aus dieſem Protokoll ergab es ſich, daß die tödtliche Wunde durch einen Säbel verurſacht worden, der einige Zoll von der Spitze herab, eine ziemlich tiefe Scharte gehabt haben müſſe. Dieſen Wink benutzte der Auditor, ließ die Säbel der beiden Delinquenten unterſuchen, und ſiehe da, es fand ſich in Fritzens Klinge wirklich eine ſolche Scharte. Nun läugnete Wilhelm vergebens, die Sache war entſchieden: Fritz überließ ſich der Freude und Wilhelm der Verzweiflung.

Aber der edle Wettſtreit der beiden Jünglinge hatte einen tiefen Eindruck auf den biedern Herzog gemacht. Er berichtete den ſeltſamen Vorfall nach Hofe, und bewirkte Begnadigung für beide. Wilhelm wurde gänzlich frei geſprochen, Fritz aber zu einjährigem Feſtungsbau verurtheilt.

Wilhelm verſah nun ſeinen Dienſt nach wie vor, und wenn er ſich eine Stunde abmüſſigen konnte, flog er auf den Wall zu ſeinem Freunde, brachte ihm Troſt und Erquickung, oder, wenn die Wache es ihm vergönnte, karrte er auch wohl einen halben Tag ſtatt ſeiner. Durch dieſes edle Benehmen, durch ſeine Pünktlichkeit im Dienſt, Friedfertigkeit und Treue, hatte er ſich die Liebe ſeiner Vorgeſetzten in einem ſo hohen Grade erworben, daß er nach Jahresfriſt zum Feldwebel emporſtieg. Auch Fritz hatte nun ſeine Strafe überſtanden, und beide Freunde waren unzertrennlicher als jemals. Offiziere und Gemeine betrachteten ſie mit einer Art von Ehrfurcht, und beſonders intereſſirte

Wilhelm durch eine fortdaurende Schwermuth, die ſeine Stirn bewölkte; denn ach! wie hätte bei dem Gedanken an Hannchens Schickſal ſein Herz Ruhe finden mögen! —

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß ſie zwar, in Betreff des Kindermords, für unſchuldig erklärt, aber wegen der Verheimlichung ihrer Schwangerſchaft, zu ſechsjährigem Gefängniſſe in einem Arbeitshauſe verurtheilt worden; daß dieſes Urtheil wirklich vollſtreckt ſei, und das arme Hannchen täglich ihren Spinnrocken mit Thränen netze. Das Bild dieſer Leidenden, noch immer Geliebten! verfolgte ihn unaufhörlich. Er konnte keinen Tropfen Wein trinken, ſo lange er wußte, daß Hannchen ſich kümmerlich von Waſſer und Brot nährte; er konnte nicht lächeln, ſo lange ſie ſich in Thränen badete.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Kriegsglück.

Plötzlich erhielt Wilhelm's Regiment Marſchordre. Der ſiegreiche Feind rächte den Schimpf, mit dem man zu voreilig ſeine Hauptſtadt bedrohte; er überſchwemmte die Grenzen des deutſchen Reichs, und man mußte alle Kräfte aufbieten, den reißenden Strom zu dämmen.

Wilhelm und Fritz fochten mit ausgezeichnetem Muthe, denn der eine ſuchte den Tod, und der andere eine Gelegenheit, ſeinem Freunde das Leben zu retten. Tapferkeit iſt eine Dirne, die ſich mit jeder Leidenſchaft gemein macht; ſie geſellt ſich eben ſo leicht zu Liebe und Ehre, als zu Haß und Raubſucht. Gegen Ende des Feldzugs mußte an einem warmen Tage die Grenadier-Kompagnie des Oſtein'ſchen Bataillons, unter den Augen des Feldherrn, eine feindliche Redoute ſtürmen. Die Kartätſchen hagelten unter ſie herab. Der Hauptmann verlor einen Arm, der erſte Lieutenant ein Bein, und der andere blieb auf dem Platze. Der Fähnrich, ein zartes Mutterſöhnchen, kehrte dem Feinde den Rücken. Die braven Grenadiere, der Anführer beraubt, von offenen Feuerſchlünden angegähnt, begannen zu weichen; noch ein

Augenblick, und ſie wären geflohen. Da ſprang Wilhelm hervor! begeiſtert rief er: »folgt mir, Brüder! für den König und das deutſche Vaterland!«

Mit aufgepflanztem Bajonnet klimmte er den Hügel hinan, ſeine Kameraden drängten ſich ihm nach mit wildem Geſchrei, Fritz war an ſeiner Seite. Ein Streifſchuß nahm ihm die Grenadiermütze vom Kopfe und das halbe Ohr weg. Heftig blutend und mit entblößtem Haupte ſchwang ſich Wilhelm auf die Spitze des Hügels, und ſtieß den Artilleriſten nieder, deſſen brennende Lunte ſich eben auf das Zündloch herabſenkte. Es kam zum Handgemenge. Ein Bajonnetſtich fuhr ihm durch die Seite. Fritz durchbohrte den Thäter. Wilhelm ſank und rief Victoria! — Fritz glaubte ſeinen Freund todt, und wüthete wie ein Tiger unter dem Feinde. Ein einzelner Soldat entſchied hier den Ausgang des gewagten Unternehmens. — Du wunderſt dich Leſer? — Die Zeitungen haben freilich nichts davon erwähnt; aber oft ſchon hat die Tapferkeit eines gemeinen Grenadiers, die hinterdrein durch einen Gulden belohnt wurde, Wunderdinge bewirkt, die nachher in der Biographie des Feldherrn glänzen.

Die Redoute war genommen, der Feind floh, Wilhelm wurde in's Lazareth gebracht. Seine Wunden ſchienen nur durch den Blutverluſt gefährlich, ſchon nach drei Wochen konnte er wieder ausgehen. Er erhielt Befehl, in's Hauptquartier zu kommen.

Digitized by Google

»Herr Fähnrich,« ſagte der Feldherr, indem er ihm einen Degen überreichte, »ich belohne mit Vergnügen Ihre Tapferkeit. Der König ſchenkt Ihnen hundert Dukaten zu Ihrer Equipage.«

Faſt ſchämte ſich der beſcheidene Jüngling einer Auszeichnung, von der er ſich bewußt war, daß er ſie nur dem Muth der Verzweiflung verdanke. Er wagte es, ſeinem General vorzuſtellen, daß wenn erfüllte Pflicht Anſpruch auf Belohnung machen dürfe, Fritzens Anſprüche vielleicht giltiger wären als die ſeinigen.

»Ich habe das nicht überſehen,« ſagte der Feldherr, »Perlſtädt rückt an Ihre Stelle.«

Ha! wie rümpfte manches unedle Edelmännchen die Naſe, als Wilhelm, der Packträgers-Sohn, mit Schärpe und Ringkragen erſchien, und vom Feldherrn zur Tafel gezogen wurde. »Einen Fähnrich aus ihm zu ſchaffen, das möchte noch hingehen, ſo etwas läßt ſich verdienen; — aber ein Platz an fürſtlicher Tafel, wo die Ahnen gleichſam ſchon in der Suppe ſchwimmen und jedes Ragout würzen — das iſt zu arg! — was wird uns denn am Ende noch übrig bleiben, wenn wir nicht einmal ausſchließlich den fürſtlichen Braten vorſchneiden dürfen?« —

Noch ärger wurde das Wiſpern und Flüſtern, als Wilhelm, der ſo eben die hohe Ehre genoſſen, ſich an der Tafel des Feldherrn ſatt zu eſſen, vor dem Zelte ſeinen Freund

Perlſtädt antraf, und ihm ohne alle Umſtände um den Hals fiel. Einer ſeiner neuen Kameraden, ein Held hinter dem vollen Glaſe, ein Lamm in der Schlacht, zupfte ihn wohlmeinend beim Ermel, und flüſterte ihm zu: »Herr Fähnrich, das ſchickt ſich nicht.«

»Herr Lieutenant,« verſetzte Wilhelm raſch, mein porte d' épée iſt freilich ſeit ein paar Stunden aus Gold gewirkt, und das ſeinige nur aus Zwirn, aber unſere Herzen wirkte der Himmel aus gleichem Stoffe. Die nämliche That, die mich zum Offizier machte, kann mich jetzt unmöglich zum Schurken machen. Wer im Glücke ſeinen Freund verkennt, oder auch nur zugibt, daß irgend eine adeliche Spötterzunge ihn verwunde, der iſt ein Schurke!« — Dieſe ernſthafte Erklärung, von einem ſtrengen Blick und einer ſehr bedeutenden Bewegung der rechten Hand nach dem Degengefäße begleitet, that ihre Wirkung. Man zuckte die Achſeln und ließ ihn gehen.

Die jungen adelichen Laffen zogen ſich ſchüchtern von ihm zurück, weil er ſich die Mühe gab, das ſelbſt zu erwerben, was ſie weit bequemer von ihrem Vater geerbt hatten. Hin und wieder drückte ihm wohl ein alter Stabsoffizier die Hand, oder ein General redete ihn freundlich an; aber die ſubalternen Strohjunker waren ſämmtlich der Warnung ihrer gnädigen Frau Mama eingedenk, und gingen ihm aus dem Wege, wie ein Bramine einem Pariah auf der Küſte von Coromandel.

Wilhelm lächelte: »ich habe immer gehört, Ahnenſtolz ſei unleidlich, und finde das Gegentheil, denn er ſchützt uns vor langweiliger Geſellſchaft.«

Einfach und beſcheiden, anerkannten Grundſätzen getreu, tolerant gegen Thoren und ſtolz gegen Uebermüthige, ſo zeigte Wilhelm, daß er auch außer dem Schlachtfeld durch den Muth des Verdienſtes zu behaupten wußte, was er durch den zweideutigen Muth der Verzweiflung errungen hatte.

Die Truppen bezogen die Winterquartiere, Wilhelm theilte ſeine Tage zwiſchen Pflicht, Freundſchaft und Ausbildung des Geiſtes; ſeine Nächte zwiſchen unruhigem Schlummer und Thränen um Hannchen. Mehr als einmal faßte er den Gedanken Urlaub zu nehmen, und Troſt in ihre öden Mauern zu bringen; aber jedesmal hielt ihn ſein zartes Gefühl zurück. »Wird ſie meinen Anblick jetzt ertragen können? — bin ich im Stande ihr zu helfen? — werde ich ihren Kummer nicht vermehren, und ihr den einzigen elenden Troſt rauben, den ſie vielleicht aus der Gewohnheit ihrer Lage ſchöpft?« —

Er unterdrückte ſeine Sehnſucht, und begnügte ſich, ihr durch einen redlichen, verſchwiegenen Kaufmann, der nach Münſter Handlung trieb, monatlich die erſparte Hälfte ſeiner Gage zu ſenden. »Das geſchieht nicht aus Liebe,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »das bin ich der Tochter meines Wohlthäters ſchuldig.«

Hannchen empfing dieſe Geſchenke mit Erſtaunen. »Iſt noch irgend ein Geſchöpf auf der Welt, das ſich meiner erbarmt? — ich kenne niemanden als Wilhelm, den ich ſchwer beleidigte! — zwar hat ſeine Großmuth mir verziehen, aber lebt er noch? — hat er nicht fremde Schuld gebüßt? — und wenn er noch lebt, iſt er nicht ein armer Soldat, außer Stande ſeine wenigen Groſchen mit einer Verworfenen zu theilen?« —

Sie forſchte vergebens und verlor ſich in Muthmaßungen. Am Ende jeden Monats erſchien regelmäßig ein ehrbarer Kaufmannsdiener, deſſen ganze Sprachkunde in folgenden Worten beſtand: »hier iſt Geld, und dieſe Quittung bitte ich zu unterſchreiben.« Uebrigens war er ſtumm wie ein Fiſch, und weder Bitten noch Thränen vermochten ihm ein Wort auszupreſſen. Hannchen ſchalt ihn hartherzig, aber der arme Teufel wußte ſelbſt nichts.

Welche Freude für Wilhelm, als er zum erſten Male Hannchens Unterſchrift erblickte! welche Wehmuth als er las: »die unglückliche Jeannette Jerome dankt ihrem unbekannten Wohlthäter, und wünſcht herzlich, ſeinen Namen zu wiſſen. Der Name dieſes Edlen würde ihre trübe Einſamkeit erheitern, und ihr Gebet Gott wohlgefällig machen.« — Wilhelm weinte auf dieſe Zeilen und küßte die Thränen wieder weg. — So blüht in jeder Wüſte dem Redlichen ein Blümchen. Wer ſeinen Pfennig mit der Geliebten theilen darf, der iſt nicht arm! wer eine Geliebte erquicken kann, iſt nicht freudelos! —

Der Winter verſtrich in dumpfer Ruhe, gleich einem Kranken, der erſchöpft in kurzem Fieberſchlummer ſank, um bald zu neuen Krämpfen zu erwachen. Nicht die Schallmei des Hirten, nicht der Geſang der Lerche riefen die Freunde der Natur in's Feld; Trommeln und Trompeten jagten den Landmann aus ſeiner Hütte, und den Zeiſig vom Neſte.

Der Feldzug wurde hitzig eröffnet, Schlachten und Scharmützel waren alltägliche Begebenheiten; die Zwietracht ſaß in einer Wolke, ſchaute grinſend herab, und küßte mit blutigen Lippen ihren Feldherrn, den Tod, der unermüdet die Hoffnungen der Mütter und Gattinnen wegmähte. Wilhelm und Fritz hielten ſich brav wie im letzten Feldzuge; aber Muth ohne Glück gleicht dem Verdienſt ohne Geburt, jener wie dieſes werden nicht hervorgezogen. Es mangelte den beiden Jünglingen an Gelegenheit ſich auszuzeichnen, und, um die Wahrheit zu geſtehen, Wilhelm ſuchte dieſe Gelegenheiten auch nicht mehr ſo ängſtlich. Was hatte er im vorigen Jahre zu verlieren? — damals war der Tod ihm Gewinn. Aber jetzt — wer würde ſeine paar Thaler mit Hannchen theilen, wenn Wilhelm fallen ſollte? — Hat jemand Luſt, ein Heer von lauter Wagehälſen anzuwerben, ſo nehme er keinen Liebenden darunter auf, der der Wohlthäter ſeiner Geliebten iſt.

Doch halt! noch einmal ſchleudert der Zufall dem jungen Helden eine Gelegenheit mitten in ſeine Laufbahn, und Wilhelm ergreift ſie beim Schopf. Unter den Augen des

Königs ſollte eine entſcheidende Schlacht gefochten werden. Beide Parteien ſuchten einander einen Marſch abzugewinnen, um alsdann auf der beſtimmten Ebene die vortheilhafteſte Stellung für die Armee wählen zu können. Dort wollte man den linken Flügel an ein Dorf lehnen, welches nothwendig vor Ankunft des Feindes occupirt werden mußte. Ein ſtarkes Corps wurde detaſchirt, dieſes Dorf zu beſetzen. Aber ſchon näherte ſich der Feind, der einen Vorſprung von einigen Stunden genommen hatte; ſchon drang er zahlreich in das Dorf, nöthigte das Corps zum Weichen, und ſtand im Begriff, den Plan des Königs zu vereiteln.

Wilhelm ſah, wie viel darauf ankam, Zeit zu gewinnen. Er befand ſich mitten im Gedränge, ſchon riſſen die Fliehenden ihn mit ſich fort; durch Bitten und Drohungen raffte er endlich einen kleinen Haufen zuſammen, und warf ſich mit einigen hundert Grenadieren und Scharfſchützen in die ſteinerne Dorfkirche, welche gerade ſo gelegen war, daß ſie die ganze Ebene überſchaute. Hier verrammelte er die Thüren mit Kirchenbänken, und poſtirte ſeine Leute vortheilhaft an alle Fenſter. Die Granaden flogen unter die dichten Haufen, die Scharfſchützen ſtreckten jeden in's Gras, der ſich zu nahe wagte.

Der Feind, deſſen Zahl ſich mit jedem Augenblick mehrte, ſchäumte vor Wuth, hier durch eine Hand voll Menſchen aufgehalten zu werden. Man ließ vergebens einen Kugelregen auf die Kirchenfenſter fliegen. Die Wagehälſe verbargen ſich hinter der Mauer. Ein General ritt herbei, und,

von der Wichtigkeit dieſes Poſtens überzeugt, ließ er ſich herab, an der Spitze einer Armee, dem kleinen Haufen freien Abzug anzubieten. Wilhelm gab zur Antwort: „er werde ſich unter den Mauern der Kirche begraben.“

Schon lagen mehr Todte auf den Gräbern des Kirchhofs, als Leichen unter der Erde moderten, aber ſchon hatten auch Wilhelm's Gefährten ihre Munition faſt verſchoſſen, und der Feind machte Anſtalt, ſchweres Geſchütz gegen die Kirche aufzuführen; als der König, der dieſen Verzug benutzte, plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach. So lange Wilhelm ſich hielt, war es dem Feinde unmöglich, ſeinen rechten Flügel, ſo wie er wünſchte, zu formiren. Jetzt mußte er dieſe Poſition ganz aufgeben, und der glückliche Ausgang der Schlacht kam zum Theil auf Rechnung des beherzten Offiziers, der die Kirche ſo wacker vertheidigt hatte.

»Wo iſt er? wie heißt er?“ fragte der König.

Wilhelm wurde ihm vorgeſtellt. Mit glühenden Wangen und niedergeſchlagenen Blicken ſtand er da, als ſchäme er ſich ſeiner Verdienſte.

»Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant,“ ſagte der Monarch, »Sie haben uns heute brav vorgearbeitet. Reden Sie, was kann ich für Sie thun?“

»Ew. Majeſtät!“ rief der Jüngling, und ſtürzte zu des Königs Füßen, »ich habe eine unglückliche Schweſter — ſie führt zwar nicht meinen Namen — ſie iſt nur meine Halbſchweſter — aber ich liebe ſie mehr, als hätten wir unter

einem Herzen gelegen — Jugend und Verführung haben ſie in's Elend geſtürzt! ſeit faſt drei Jahren ſchmachtet ſie im Kerker, und noch drei Jahre ſoll das arme Geſchöpf die Verbrechen eines Böſewichts büſſen. Ich bitte um ihre Freiheit!" —

Der König ließ ſich die Sache vortragen, und als er hörte, daß Hannchen an dem Kindermord völlig unſchuldig befunden worden, gewährte er Wilhelm's Bitte, gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben, und Urlaub auf zehn Tage, um ſelbſt der geliebten Halbſchweſter ihre Freiheit anzukündigen.

Wilhelm konnte nicht danken, er konnte nur weinen. Es iſt ſchön, einen Mann weinen zu ſehen, der ein paar Stunden vorher eine Heldenthat ausübte. Der König wurde gerührt: »ich werde ferner für Sie ſorgen," ſprach er. Fort ſtürzte Wilhelm aus dem Zelte! Vergebens fragte Fritz: was haſt du? — er ſtotterte nur unverſtändliche Silben, umarmte ſeinen Freund ſchluchzend, ließ haſtig ſein Pferd ſatteln, und flog über Berg und Thal, das Kies und Funken von des Roſſes Hufen ſtoben.

Sechzehntes Kapitel.

Wiedersehen und Trennung.

Münster ist eine merkwürdige Stadt. Der Reisende betritt mit Ehrfurcht das Rathhaus, wo der berühmte westphälische Friede geschlossen wurde, von dem ein jeder so viel hält, als ihm ersprießlich dünkt. Der Neugierige setzt sich mit Schaudern in den Stuhl des Königs Johann von Leyden, der die Leichtgläubigen zum zweiten Male taufte, da doch einmal schon zu viel ist. Der Empfindsame wird in Zukunft die kleine Zelle besuchen, wo Hannchen drei Jahre lang, den Unsinn der ersten Kirche, und die daraus entstandene Pfaffentücke büßte.

Dämmerung lag bereits auf dem Sankt Paulusberge vor der Stadt, und herbstliche Nebelwolken verhüllten die Spitzen von hundert zwecklosen Thürmen, als Wilhelm seinen keuchenden Gaul zum erstenmale am Schlagbaume verschnaufen ließ, und mit hastiger Ungeduld die Fragen des wachhabenden Offiziers beantwortete. Er stieg in dem ersten besten Gasthofe ab, gab sein Pferd dem ersten besten Unbekannten, raffte einen Lohnbedienten von der Straße auf, und trat, mit Staub und Schweiß bedeckt, in das Vorzimmer des Ministers, an welchen sein Empfehlungs-

Digitized by Google

ſchreiben lautete. Es währte lange ehe er vorgelaſſen wurde, denn der Miniſter hatte noch fünf Beete in einem intereſſanten l'Hombre abzuſpielen. Wilhelm kaute die Nägel, und betrachtete gedankenlos die Heiligenbilder im Vorgemach.

Endlich wurden die Thüren geöffnet, er überreichte ſeine Depeſchen. Des Königs Vorwort wirkte mächtig, die Sache war ſogleich entſchieden, die Ausfertigung aber wurde bis zum andern Morgen verſchoben, und der Herr Lieutenant indeſſen zur Tafel gebeten. Obgleich Wilhelm in drei Tagen kaum drei Biſſen gegeſſen hatte, ſo fühlte er doch nichts weniger als Hunger. Es war ihm unbegreiflich, wie der Miniſter ihn ſo ruhig einladen, die Bedienten ſo ruhig den Tiſch decken, und alles in der Natur ſo ruhig ſeinen Gang gehen konnte.

»Schnelle Hilfe,« ſagte er zum Miniſter, »hat doppelten Werth. Dem Kranken ſcheint die Nacht lang, dem Unglücklichen noch länger. Arzenei und Troſt ſind je früher je willkommener. Wenn Ew. Excellenz Ihrem Sekretär auftragen wollten, mich zu begleiten" —

Der Miniſter. Sie werden doch erſt einen Löffel Suppe bei mir eſſen?

Wilhelm. Ich würde eine traurige Figur an Ihrer Tafel ſpielen.

Seine ganze Geſtalt bat flehentlich um Entlaſſung indem er dieſe Worte ſprach; aber da war keine Rettung.

Die vornehmen Leute glauben, es könne einem ſchlichten, anſpruchloſen Manne keine größere Ehre widerfahren, als wenn ſie ihm die Erlaubniß geben, ſich einmal in ihrer Geſellſchaft ſatt zu eſſen, und eben weil ſie ſelbſt einen ſo großen Werth auf das Schauſpiel ihrer wackelnden Kinnladen ſetzen, können ſie es auch nicht leiden, daß andere ſich wenig darum bekümmern. Sie bedenken nicht, daß der freie, verſtändige Mann ſeine Mahlzeit durch Zwang und Langeweile, weit theurer bezahlt, als wenn er bei dem berühmteſten Reſtaurateur zu Tiſche ginge.

Der arme Wilhelm ſaß auf Dornen, und ſo oft er eine neue Schüſſel auftragen ſah, brach ihm der Angſtſchweiß aus. Sr. Excellenz hielten während der Tafel eine politiſche Vorleſung, wie ſie alles das ſchon längſt im Kabinet vorher geſagt, was ſich jetzt ereigne, und beriefen ſich dabei auf den podagriſchen Geheimerath, der ein Ja-Bruder war, und erſt dann redſelig wurde, als man auf die verſchiedenen Gewächſe des Rheinweins zu ſprechen kam.

Endlich nahte die Stunde der Erlöſung, Wilhelm erhielt ſeine Abfertigung. Ha! wie flog er die Treppe hinab! ein kleiner dicker Sekretär vermochte kaum ihm zu folgen. Auf der Straße würde er ſeinen Begleiter ohne Bedenken im Stiche gelaſſen haben, wenn er nur ohne ihn den Weg nach dem Arbeitshauſe zu finden gewußt hätte. Sein kaltblütiger Führer keuchte immer einige Schritte hinter ihm

her, und brachte den armen Wilhelm durch Fragen um Neuigkeiten von der Armee faſt zur Verzweiflung.

»Sie haben eine Schlacht gewonnen?« — Ja. — »Anfangs ſtreute man hier aus, ſie ſei verloren worden.« — Auch das, wenn Sie wollen. — »Wie ſo? das verſtehe ich nicht.«

Mein Gott! gewonnen, verloren, alles, was Ihnen beliebt. Ich habe in dieſem Augenblicke keinen Sinn für Schlachten. Morgen, morgen, mein Herr, will ich Ihnen erzählen, was ich jetzt nicht weiß.

Der Sekretär ſchüttelte den Kopf und meinte, es ſei wohl nicht recht richtig mit dem fremden Herrn. So gelangten ſie endlich ſchweigend bis an die Pforten des Arbeitshauſes.

»Wir müſſen klingeln,« ſagte der Sekretär, und ſchon hatte Wilhelm die Klingel abgeriſſen. Hannchen betete eben den Abendſegen. Wilhelm war der Heilige, deſſen Fürbitte ſie ſich empfahl, denn ſie glaubte ihn todt. Ihren unbekannten Wohlthäter ſchloß ſie inbrünſtig in ihr Gebet mit ein.

Horch! da ſchallten raſche männliche Fußtritte den langen öden Gang herauf. — Wem mag der ſpäte Beſuch gelten? — Horch! da krabbelte etwas an der Thür. — Was ſoll das heißen? — wer reißt die Thür ſo haſtig auf? — Herein ſtürzt ein Offizier — Hannchen hatte nicht Zeit,

ihn zu erkennen — er lag zu ihren Füßen und ſchluchzte: Hannchen, du biſt frei!

Es gibt Scenen im menſchlichen Leben, die, wenn der Vorhang fällt, ſelbſt denen wie ein Traum vorkommen, die mit geſpielt haben. Solche Scenen ſind Klippen für die Darſtellung, und findet der Maler in der Fantaſie ſeiner Leſer das Bild nicht ſchon ſkizzirt, ſo werfe er lieber den Pinſel weg.

Hannchen wußte nicht, wie ihr geſchah. Ohnmächtig lag ſie in Wilhelm's Armen, ohnmächtig wurde ſie in einen Miethwagen gehoben, erwachte betäubt in einem fremden Zimmer, und ſuchte voll Erſtaunen ſich zu beſinnen, wie ſie in dieſes Haus, auf dieſes Bett gekommen?

Alles war ſtill um ſie her. Neben ihr ſtand eine Nachtlampe, die einen düſtern Schein auf die alte, goldlederne Tapete warf. »Wo bin ich?« fragte ſie ſich ſelbſt, »iſt Wilhelm mir erſchienen? — Ach! mir träumten wunderliche Dinge.«

Jetzt wandte ſie von ungefähr das Haupt — ſiehe, da ſaß der Geliebte neben ihrem Bette auf einem Seſſel; die übermenſchliche Erſchöpfung der drei verfloſſenen Tage und Nächte hatten ihn wider ſeinen Willen in einen kurzen Schlummer gewiegt. »Wilhelm!« ſchrie Hannchen laut auf. Er erwachte und taumelte an ihren Buſen. Ein Strom von Freudenthränen machte ihrem beklemmten Herzen Luft.

Digitized by Google

Erſt nach mancher ſtummen Umarmung gewann Wilhelm ſo viel Kraft und Beſinnung, daß er ihr ſeine Geſchichte in unzuſammenhängenden Bruchſtücken mittheilen konnte.

Hannchen war ſehr aufmerkſam, und forſchte gefliſſentlich nach dem Zeitpunkt, in welchem er Offizier geworden. Seine Antwort traf mit ihrer Ahnung überein. Das Räthſel des wohlthätigen Unbekannten war gelöſt — „Ja, du biſt es, dem ich alles verdanke! mein Herz hat es mir längſt geſagt!“ — Sie hing ſchluchzend an ſeinem Halſe. In ſüßen Thränen ſchwimmend fand ſie der Tag, unter unſchuldigen Liebkoſungen überraſchte ſie der Abend. Schneller als Gedanken rauſchten zwei Tage vorüber.

Ein Jüngling, der ſich ſo große Rechte der Liebe und Dankbarkeit auf das Herz ſeines Mädchens errungen hatte, was hätte er nicht alles bitten, was nicht alles wagen dürfen! aber Wilhelm ehrte Unſchuld und Tugend, die, wenn gleich einſt wehrlos unter den Klauen eines Räubers, doch ihre ſchöne Wohnung nie verlaſſen hatten. Mögen doch immerhin bei dem Worte Unſchuld ſich die Naſen einiger Spröden rümpfen; es bleibt ewig wahr: Unſchuld geht nur mit der Reinheit des Herzens verloren, und manche nie von Männerhänden entweihte Dirne hat ihr dennoch ſchon längſt entſagt.

In ruhigern Augenblicken entſtand nun die Frage: was ſoll aus Hannchen werden?

»Meine Gattin!« rief Wilhelm, und drückte ſie glühend an ſeine Bruſt.

»Da ſei Gott für!« ſagte das edle Mädchen, »eine Dirne, die eine entehrende Strafe gelitten, ſoll deinen aufblühenden Ruhm nie beflecken. Wie könnteſt du die bittern Spöttereien deiner Kameraden ertragen —«

Ha! ich würde —

»Nun ja, ich weiß, was du thun würdeſt. Deinen Degen in Blut tauchen, um meine Schande auszulöſchen; mich zur Witwe oder dich zum Mörder machen. — Nein, Wilhelm, der König kann nicht auf die Ehre eines Mannes bauen, der ſeine Hand einer verworfenen Dirne reicht. War ich vielleicht mehr unglücklich als ſtrafbar, verdiene ich mehr Mitleid als Verachtung, ſo muß ich das jetzt beweiſen, indem ich die Hand ausſchlage, deren Beſitz ich ſo gern mit meinem Blute erkauft hätte. — Du haſt mich deine Schweſter genannt — wohlan, Bruder Wilhelm! laß uns den ſüßeren Namen auf ewig entſagen!«

Wilhelm bot die ganze Beredſamkeit der Liebe auf, dieſen Entſchluß wankend zu machen. Fünf Tage ſeines Urlaubs waren bereits verſtrichen, der ſechſte brach an, er hatte keine Zeit zu verlieren. Das Herz des armen Mädchens wurde mit Liebkoſungen und Scheingründen beſtürmt, die in ſolchen Fällen gewöhnlich für Vernunftgründe zu gelten pflegen. Sie fühlte, daß längerer Widerſtand ihre Kräfte

überſteige, und daß ſie den Bitten des Geliebten endlich unterliegen werde. Nur mit Mühe gelang es ihr, noch eine kurze Friſt bis zum andern Morgen von ihm zu erbetteln.

Als er ihr beim Schlafengehen zärtlich die Hand drückte, und ſchon die Thür öffnete, um ſich in ſein Zimmer zu begeben, da flog ſie ihm plötzlich nach, klammerte ſich um ſeinen Hals, und weinte heiße Zähren. — »Was iſt dir, Hannchen?" — Nichts! nichts! — ſchlaf' recht wohl! — Morgen! morgen! — Wie? gedenkſt du mit Beben der frohen Stunde, die dir das ſüße Verſprechen entlocken wird, ewig die Meinige zu ſein?" —

Nein! nein! — ewig die Deinige! — geh', guter Wilhelm — ruhe ſanft — um Gottes willen! geh'! — ich kann es nicht länger ertragen! —

Wilhelm ging. Frohe Hoffnungen wiegten ihn bald in den Schlummer, und ſüße Träume umgaukelten ſein Lager. Raſch ſprang er den andern Morgen aus den Federn, warf ſeinen Oberrock über, und ſchlich leiſe an die Thür vor Hannchens Schlafzimmer. Er fand ſie nur angelehnt, öffnete ſie behutſam, und flüſterte hinein: »biſt du ſchon wach, liebes Hannchen?" — keine Antwort — er ſteckte den Kopf in das Zimmer — es war leer — er warf einen Blick auf das Bett — es war leer — und ach! nicht einmal eine Spur, daß dieſe Nacht Jemand darin gelegen.

Eine ſchnelle Röthe ſtieg ihm in's Geſicht, eine bange Ahnung beklemmte ſeine Bruſt; mit hochklopfendem Herzen trat er herein, ſchaute ängſtlich umher, und erblickte einen Zettel auf dem Tiſche liegen. Sein Auge verſchlang ihn.

»Vergib, guter Wilhelm! ich fliehe vor mir ſelbſt. Wie hätte ich dir und meinem Herzen länger widerſtehen können! und doch muß ich, um dir Schimpf und Reue zu erſparen. Im Taumel der Leidenſchaft wirſt du mich anklagen. Ach, Wilhelm! thu das nicht! Mein Entſchluß hat mich einen fürchterlichen Kampf gekoſtet. Bekenne, daß ich dich fliehen mußte, um deiner werth zu ſein. Lebe wohl, und ſorge nicht um mich. Deine Wohlthaten haben mich in den Stand geſetzt, Monate lang ohne fremde Hilfe zu leben, bis ich mein Unterkommen, und wäre es auch nur als Magd, irgendwo in einem guten Hauſe finde. — Lebe wohl! forſche nicht nach meinem Aufenthalt. Du ſiehſt mich nicht wieder, bis ich, ohne zu erröthen, dich Bruder nennen darf; bis die Zeit meine Schuld, meine Schande und vielleicht auch deine Liebe verwiſcht hat. — Deine Liebe — ach! warum muß ich das wünſchen! — brich ab, armes Hannchen! ehe es dir an Kraft zu fliehen gebricht! — — — Ich bin an deiner Schlafkammer geweſen — ich habe dich athmen hören — vielleicht zum letzten Mal in meinem Leben! das Herz wollte mir ſpringen! — Schon berührte ich das Schloß deiner Thür, ſchon zog mich eine unſichtbare Gewalt — an dein Bett zu ſchleichen — dich

noch einmal zu ſehen — ich fürchtete, du möchteſt erwachen, und deine ſtürmende Liebe meine redlichen Entſchlüſſe vernichten. Ich zog meine Hand zurück, und bedeckte mit Küſſen und Thränen den Drücker der Thür, den deine Hand morgen zuerſt berühren wird. Auf der Schwelle habe ich gelegen, und Gott mit Händeringen um Segen für dich angefleht. — Nun iſt's vollbracht! — ich eile, mich vor meinem Geliebten zu verbergen. Leb' wohl, Bruder! gedenke deiner unglücklichen Schweſter!»

Wilhelm ſtarrte den Zettel mit trockenen Augen an. Seine Lippen bewegten ſich krampfhaft, aber kein Wort drang durch die feſt verſchloſſenen Zähne. Nach einer langen Pauſe erwachte er aus ſeiner Starrſucht, rang die Hände und rief: »ha! das iſt zu viel!» Sein irrer Blick ſchweifte im Zimmer umher, ob er nicht irgendwo eine Reliquie von Hannchen entdecken werde. Ach, nirgends eine Spur von dem geliebten Flüchtling!

»Doch hat ſie nicht mit Thränen und Küſſen das Schloß meiner Kammerthür bedeckt? hat ſie nicht auf der Schwelle gelegen und für mich gebetet?»

Da lag nun auch Wilhelm und betete für Hannchen, und ſeine Thränen friſchten die verloſchenen Spuren der ihrigen wieder auf.

Plötzlich ergriff ihn eine bange Wuth, er ſprang auf, lärmte und tobte im Hauſe umher, verlangte von jeder

Küchenmagd, sie solle ihm Rechenschaft geben, wo Hannchen geblieben, und schlug in der Hitze einen Hausknecht zu Boden, der die sehr natürliche Frage an ihn that: ob das Jüngferchen ihn etwa bestohlen habe?

Als ihm niemand Rede und Antwort geben konnte, wann, wie und wohin Hannchen entwichen, da warf er sich in die Kleider, bestürmte das Haus der alten Muhme, durchstrich die ganze Stadt, die Vorstädte, die umliegenden Gegenden; wo zwei Menschen auf der Straße mit einander sprachen, da horchte er, ob sie vielleicht von Hannchen sprächen? wo ein weiblicher Kopf hinter einer Fenster-Gardine lauschte, da blieb er eingewurzelt unter dem Fenster stehen, und starrte so lange hinauf, bis ein fremdes Gesicht neugierig herabschaute. Wo er eine Kirchenthür offen fand, da schlüpfte er hinein, und durchspähte jeden Winkel, wo irgend eine Betende vor dem Bilde ihres Heiligen kniete.

Ohne Speise oder Trank genossen zu haben, matt und kraftlos, kehrte er, nach immer vergeblichem Suchen, von der hereinbrechenden Dunkelheit getrieben, in sein Wirthshaus zurück. Unterwegs wagte er zu hoffen, Hannchen könne wohl während seiner Abwesenheit sich wieder eingefunden haben. Der Wirth saß ruhig vor der Thür und schmauchte sein Pfeifchen. »O gewiß ist sie gekommen!" dachte Wilhelm, »wie könnte der Wirth sonst so ruhig sein?" — Er bestürmte ihn mit Fragen, und mußte, als

er immer nur ein kaltes Nein zur Antwort erhielt, auch ſeinen letzten Strohhalm fahren laſſen.

Sein Urlaub war nun bis auf vier Tage abgelaufen. Drei hatte er gebraucht, um nach Münſter zu fliegen; vier bedurfte er wenigſtens, um die Bürde ſeiner Verzweiflung langſam in's Lager zu ſchleppen. Auch war ſein Pferd ſo angegriffen, daß es noch zweifelhaft ſchien, ob er das Ziel ſeiner Reiſe glücklich erreichen werde? Mit Tages Anbruch ſchwang er ſich auf den halb lahmen Gaul, trabte in dumpfer Betäubung zum Thor hinaus, und als er, von einem Hügel herab ſich noch einmal nach Münſter umſah, da ſpiegelte ſich die Morgenſonne in ſeinen Thränen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Verirrte.

Hannchen war, mit einem kleinen Bündel Wäſche unter dem Arm, und einigen Goldſtücken in der Taſche, um Mitternacht aus dem Wirthshauſe geſchlichen. Die alte Muhme fiel ihr freilich wohl ein, aber welchen Empfang konnte ſie, nach allem, was vorgefallen, von ihr erwarten? Hatte ſie doch ſeit drei Jahren ſich gar nicht um die arme Waiſe bekümmert, ihr nie eine Erquickung in ihren Kerker geſandt. Lieber ging Hannchen in die weite Welt.

Nur mit Mühe, unter dem Vorwand eines Krankenbeſuches in der Vorſtadt, und für doppelte Thorgroſchen, ließ ſich die Wache bereden, ihr ein kleines Pförtchen zu öffnen. Als die Dämmerung anbrach, war ſie ſchon eine Meile gewandert, und nahe bei einem Dorfe, wo ſich zwei Landſtraßen durchkreuzten. Sie ſetzte ſich, um auszuruhen, unter die Dorfslinde, und hatte noch nicht lange geſeſſen, als eine Poſtkutſche, mit einigen Reiſenden beladen, vorüberfuhr. Ein paar hundert Schritte weiter hielt

der Wagen vor der Schenke, weil der Postillon, nach althergebrachter löblicher Gewohnheit, seine Gurgel erfrischen wollte.

Flugs stieg Hannchen der Gedanke auf: »wie wenn ich mit dieser Postkutsche weiter reiste? um so schneller entgehe ich Wilhelm's Nachforschungen.«

Zwar wußte sie gar nicht, auf welcher Straße sie eigentlich sei? und wohin dieselbe führe? aber das galt ihr auch gleich viel, wenn es nur immer Land einwärts ging, und Münster im Rücken liegen blieb. In der ersten ansehnlichen Stadt, sie heiße wie sie wolle nahm sie sich vor, Dienste zu suchen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt trat sie in die Schenke, und fand den Postillon am Tische bei Käse, Brot und Branntwein. Sie trug ihm ihr Anliegen vor, und bot ihm ein gutes Trinkgeld. Er lachte über seine weißen Zähne, gab seine Einwilligung durch ein Kopfnicken zu erkennen, und würzte diese Gefälligkeit durch einige derbe Späschen auf Kosten der einsamen Fußgängerin. Nachdem er sein Frühstück verzehrt, auch Hannchen mit bäuerischer Höflichkeit eingeladen hatte, einen Schnaps zu trinken, trat er heraus an den Postwagen: »meine Herren, rücken Sie ein wenig zusammen, und machen Sie Platz für ein schmuckes Jüngferchen, das sich die Füße wund gegangen.« — Mit plumper Dienstfertigkeit half er Hann-

chen auf ihren Sitz, und, weil das Wetter eben schön war, so holte er seinen Mantel vom Kutschbock, ihn ihr zum Polster unterzubreiten. Die Macht der Schönheit wirkt auf den Tölpel wie auf den Dichter, und der Mantel des Postillons galt eben so viel als ein Sonnet auf Hannchens Reize.

Beim Einsteigen bat sie mit bescheidener Anmuth die Reisenden um Vergebung, daß sie ihnen beschwerlich falle. Es war nicht möglich, ihr d'rum gram zu werden, man machte ihr willig Platz. — Ein Postwagen ist nicht selten der Ort, wo ein junges Mädchen sich, wie Gresset's Vert-vert, in übler Gesellschaft befindet. Hannchen hatte diese Erfahrung bereits gemacht, als sie zum ersten Male nach Münster zu der alten Muhme reisen mußte; sie hatte daher ihren Sitz kaum eingenommen, als sie schüchtern, in den Physiognomien ihrer Gefährten spähte, was sie etwa fürchten müsse, oder hoffen dürfe.

Diese Musterung (wozu ein weibliches, unzutäuschendes Auge nur eine Sekunde braucht, wäre gleich der Postwagen so voll gepfropft als Noah's Kasten) gewährte ihr große Beruhigung, denn sie erblickte vier oder fünf alte grämliche Männer, die das Ansehen von Kaufleuten hatten, und eben nicht gesonnen schienen, ihre schwermüthigen Gedanken zu unterbrechen. Sie hatten sämmtlich, statt einer Art von Begrüßung, die Schlafmützen ein wenig gelüf-

tet, und einer unter ihnen bot Hannchen eine Priſe Tabak an; das war es aber auch alles, weiter bekümmerte man ſich nicht um ſie.

Gern hätte ſie den, der den Inhalt ſeiner Doſe mit ihr theilen wollte, gefragt, wohin eigentlich die Reiſe gehe? aber ſie fürchtete, durch dieſe Frage zu verrathen, daß ſie ohne Zweck in die weite Welt hinein kutſche, und folglich Aufmerkſamkeit zu erregen; ſie ſchwieg alſo, ihre Begleiter ſchwiegen auch, und ſahen ſämmtlich aus, als ob ſie Gewinn oder Verluſt einer Spekulation berechneten. Die öde Stille, welche nur durch ein Gotthelf! unterbrochen wurde, wenn etwa einer aus der Geſellſchaft nieſte, behagte Hannchens Trübſinn, das Schütteln und Rütteln des unbequemen Wagens weckte ſie nicht aus ihren ſchwermüthigen Betrachtungen.

In den erſten beiden Tagen fuhren ſie nur durch Dörfer und kleine Landſtädte, deren Namen ihr völlig unbekannt waren, weil ſie ſich nie viel um Geographie bekümmert hatte. Als ſich an dieſen unbedeutenden Orten keine Gelegenheit zu einer Verſorgung darbot, ſo ſetzte ſie ihre Reiſe getroſt immer weiter fort. — Gegen Abend des dritten Tages — ſie blickte eben ſtarr auf die Wieſen und Bäume zu ihrer Rechten, welche rückwärts zu laufen ſchienen — fuhr ſie plötzlich zuſammen, und unterdrückte mit Mühe ein lautes Gekreiſch.

Wilhelm ritt an den Poſtwagen vorüber! — Sein Gaul ging einen trägen Trab, ihm ſelbſt war der Kopf zwiſchen die Schultern geſunken, und er ſchien ſeinen Sattelknopf ſo emſig zu betrachten, daß er auch nicht einen Blick auf die Poſtkutſche warf. Zwar würde er Hannchen doch nicht geſehen haben, denn der Wagen war mit blauem Tuche überzogen, und ſie ſaß im Hintergrunde. Auch ſie hatte ihn nur eben erkannt, wie er an der kleinen Oeffnung vorbeiritt, wo das Tuch in der Mitte des Wagens, ein wenig zurückgeſchlagen iſt. Ein Blick war der Liebenden genug, ſie hätte ihre Seligkeit zum Pfande geſetzt, daß es Wilhelm ſei. Nun war es klar, daß ſie, ſtatt zu fliehen, ihm gerade in die Arme laufe.

»Mein Gott! was ſoll ich anfangen? — auf der nächſten Station wird der Wagen umgepackt, ich muß ausſteigen, und finde Wilhelm vielleicht an der Thür!«

Sie rückte unruhig auf ihrem Platze hin und her, ihr Geſicht glühte, ihr Herz klopfte. Je näher ſie der Station kamen, je heftiger wurde ihre Angſt. Zufälligerweiſe fragte einer der Reiſenden den Poſtillon: »Schwager, haben wir noch weit?« — »Noch eine kleine halbe Stunde,« war die Antwort. Hannchen erſchrack und faßte einen raſchen Entſchluß. »Halt Schwager!« rief ſie plötzlich. Der Poſtillon hielt. Sie raffte ihr Bündel zuſammen, ſtieg aus, drückte dem Fuhrmann einen halben Gulden in die Hand, und ſagte: »fahre Er nur weiter.«

»Je du lieber Gott, Jüngferchen, es wird ja ſchon Abend, wo will Sie denn hier auf der Landſtraße bleiben?«

»Ich bin im nächſten Dorfe zu Hauſe,« ſtotterte Hannchen, »fahre Er in Gottes Namen ohne mich.« — Der Poſtillon ſchüttelte den Kopf, ſetzte ſeine Haken dem Sattelgaul in die Seite, ließ die Peitſche knallen, und in wenig Minuten war der Wagen aus Hannchens Augen verſchwunden. Sie ſah ihm betäubt nach, und als ſie ſich nun in der Natur allein und hilflos erblickte, als ſie das Heimchen den Abendgeſang zirpen und die Wachtel im Roggengras ſchnarren hörte, da fing ſie bitterlich an zu weinen.

»Armes Mädchen! was ſoll nun aus dir werden! — zurückgehen? — wohin? — vorwärts? — ach Wilhelm!« — Sie wankte noch eine Weile auf der Landſtraße fort, bis ſie linker Hand einen Feldweg erblickte, den ſie ohne weitere Ueberlegung wählte, und betend darauf fortwanderte.

Bis jetzt hatte die Dämmerung ihren Pfad ſchwach beleuchtet, doch nun brach die Nacht finſter herein, und ſie ſah ſich am Eingang eines dichten Waldes. Einige Augenblicke ſtand ſie unentſchloſſen, doch bald ermannte ſie ſich. »Dieſer Fußſteig,« dachte ſie, »muß doch endlich zu Menſchen führen. Gewiß finde ich ein Dorf, oder auch nur eine Köhlerhütte, je tiefer im Walde, je beſſer.« —

Anfangs ſetzte ſie ihre Straße muthig fort; als aber die Dunkelheit mit jeder Minute zunahm, und nur das Geheul des Schuhu dann und wann in der Ferne die düſtere Stille unterbrach, da beklemmte nie gefühlte Bangigkeit ihren Buſen. Sie verdoppelte ihre Schritte und die Angſt gab ihr neue Kräfte.

Bis jetzt glaubte ſie noch immer zu beiden Seiten ihres Weges, ein Fahrgleis bemerkt zu haben, nun aber wand ſich der Fußſteig oft ſo enge durch dicht verwachſenes Gebüſch, daß ſie jeden Augenblick befürchtete, ihn ganz zu verlieren, und ach! was ſie befürchtet hatte, geſchah. Sie ſah ſich plötzlich auf einem kleinen freien Platze, wo ringsumher Tannen und Fichten ihre Zweige in einander ſchlangen, die Aeſte ihr Spinnegewebe in's Geſicht ſchlugen, und ſie folglich errathen ließen, daß keines Menſchen Fuß hier einen Weg gebahnt habe. Jetzt benahm ihr die Angſt Kräfte und Beſinnung, ſie tappte herum wie mit Blindheit geſchlagen, und vermochte auch den Rückweg nicht mehr zu finden. Bebend ſank ſie nieder auf einen Maulwurfshügel, und empfahl ſich Gottes Engel!

Nach einer Stunde ging der Mond auf — mit ihm ein Strahl der Hoffnung in ihrer Seele. Sie raffte ſich wieder empor und wählte die Stelle, die ihr am lichteſten ſchien, um durch das Gebüſch zu dringen. Nachdem ſie eine Zeit lang ſich mühſam durchgearbeitet, ihre Hände blutig geritzt, und ihr weißer Rock von Dornen zerriſſen war,

gelangte ſie endlich an einen Zaun, der, ſo viel das ſchwache Mondlicht ihr zu errathen verſtattete, einen Heuſchlag einzugrenzen ſchien. »Gott Lob!« rief ſie aus, »hier müſſen Menſchen wohnen!« und wirklich erblickte ſie bald nachher in der Ferne ein Licht. »Ha! ein Licht!« rief ſie haſtig, und fühlte ſich neu geſtärkt. Mit friſchen Kräften ging ſie nun am Zaune hinab, näherte ſich dem Lichte immer mehr und mehr, und wurde bald gewahr, daß es aus dem Fenſter eines kleinen Hauſes ſchimmerte, welches zwar nur mit Stroh gedeckt, aber doch ein beſſeres Anſehen hatte als die gewöhnlichen Bauerhäuſer. Es war von einigen Nebengebäuden umgeben, und übrigens ringsumher vom Walde eingeſchloſſen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Sonderling.

Der Mensch, der nun einmal kein Fenster in der Brust, und kein Zeichen mehr vor der Stirn trägt (sollte er auch gleich seinen Bruder todt geschlagen haben), läßt sich doch nach zwei Dingen ziemlich treffend beurtheilen, nämlich nach Kleidung und Wohnung. Wem es hell im Kopfe und ruhig im Herzen ist, der kleidet sich mit Geschmack, und liebt eine freundliche Wohnung. Nur der Schwärmer oder der Unglückliche vergräbt sich in Wüsteneien.

Aehnliche Gedanken lagen dunkel in Hannchens Seele, als sie das kleine Haus mitten im Walde erblickte. »Möchte ich hier ein Obdach finden!" seufzte sie; »möchte es mir vergönnt sein, mich hier an irgend einen Unglücklichen zu ketten, der vor Neid und Verfolgung floh, wie ich vor der Liebe!" —

Sie trat einige Schritte näher, bis unter eine alte Eiche, die eine Rasenbank beschattete. Höher hinauf am Stamme der Eiche schimmerte etwas im Strahl des Mondes. Es war eine weiße beschriebene Tafel, durch eine vergoldete Schleife am Stamme der Eiche befestigt. Hannchen stieg

auf die Raſenbank und las mit Hilfe des Mondſcheins folgende Zeilen in franzöſiſcher Sprache:

La plainte est pour le fat, le bruit est pour le sot,
L'honnête homme trompé s'éloigne et ne dit mot. *)

»Ha!« rief Hannchen, »hier wohnt ein Menſch, der ſich mit der Welt überworfen hat, er wird ſeine Thür einer Unglücklichen nicht verſchließen.«

Muthig hüpfte ſie von der Bank herab, und ging auf die Hausthür los. Plötzlich fuhr ein Kettenhund aus ſeinem Loche, und bellte wie ein Recenſent. Hannchen erſchrack und wagte ſich nicht näher. Sie glich einem jungen beſcheidenen Autor, dem der Recenſent den Zutritt in den Tempel des Ruhms verſagt, deſſen Heiligthum er eben ſo wenig betritt als der Kettenhund das Haus ſeines Herrn; beide werden nur gefüttert um zu bellen, und ſich gegen jeden Fremdling übel zu geberden.

Auf den Lärm, den der Bullenbeißer machte, ſah Hannchen, wie das Licht im Hauſe ſich vor den Fenſtern vorüber bewegte, ſie hörte bald darauf einen Riegel wegſchieben, die Hausthür öffnete ſich, eine Mannsperſon trat heraus, ſagte kuſch, Fagel! zu dem Hunde, und als dieſer ſein Literaturzeitungsgeſchrei in ein ſanfteres Brummen verwandelte, wendete ſich der Waldbewohner nach der Gegend, wo Hannchens weiße Geſtalt ihm in die Augen

*) Der Thor beklagt ſich, der Narr lärmt, der betrogene Biedermann flieht und ſchweigt.

ſchimmerte, und rief: wer da! — Hannchen erzählte in wenig Worten, ſie habe ſich verirrt und bat um ein Nachtlager.

Der Fremde antwortete nicht eine Silbe. Er ging hinein und ſchloß das Haus wieder zu. Das arme Mädchen wußte nicht, was das bedeuten ſollte. Der Hund fing wieder an zu toben wie vorher, das Licht erſchien wieder auf ſeinem alten Platze, und, außer dem Bullenbeißer, ſchien ſich niemand um ihr Daſein zu bekümmern.

Nach einigen ängſtlich zugebrachten Minuten bewegte ſich das Licht auf's neue, der Riegel wurde weggeſchoben, die Hausthür knarrte, der nämliche Mann trat heraus, ſagte: kuſch, Fagel! zu dem Hunde, und zu Hannchen das einzige Wort: herein! — Hannchen folgte. Sie ſah nun beim Schein der Lampe, daß ſie einen ältlichen Mann vor ſich hatte, in einer blauen Jacke, mit rund geſchnittenem Haar. Er ſchien die Neugierde nicht zu theilen, mit welcher ſie ihn betrachtete, denn er warf kaum einen Blick auf ſie, ſondern führte ſie rechter Hand in ein kleines Zimmer, welches an das Vorhaus ſtieß. »Hier iſt ein Bett,« ſagte er, ſetzte die Lampe auf den Tiſch und ging hinaus.

Hannchen wußte nicht recht, was ſie bei dieſem zweideutigen Empfange denken ſollte. Sie ſah im Zimmer umher, es herrſchte eine Art von reinlicher Dürftigkeit darin. Die Möbeln beſtanden aus einem kleinen, weißüberzogenen Bett mit feinen Lacken, einem Spiegel in braunem Rah-

men, zwei grün lakirten Tiſchen und ſechs Strohſtühlen. Der Boden war mit weißem Sand und kleingehackten Tannenzweigen beſtreut. Das Einzige, was einen wohlhabenden Beſitzer zu verrathen ſchien, waren vier köſtliche Landſchaften von Wouvermann, die an den Wänden hingen.

Als ſie merkte, daß alles im Hauſe ſtill war, und ſich niemand weiter um ſie bekümmerte, warf ſie ſich in ihren Kleidern auf das Bett, und erſchöpft durch drei ſchlaflos zugebrachte Nächte, durch körperliche Anſtrengung und Seelenkummer, genoß ſie eines ziemlich ruhigen Schlummers. Die Sonne ſtand ſchon hoch, als ein Geräuſch ſie erweckte. Es war der einſilbige Mann von geſtern. Er trat herein mit einem Körbchen, aus welchem er ſchweigend eine weiße Serviette zog, die er auf dem Tiſche ausbreitete. Dann beſetzte er den Tiſch mit Brot, Butter, Käſe, Honig, einer Schale Milch und einem Teller voll Erdbeeren. »Hier iſt ein Frühſtück,« ſagte er, und ging wieder hinaus.

Dieſe lakoniſche Einladung zwang Hannchen zum Lächeln. Sie blieb wohl noch eine halbe Stunde auf dem Bette liegen, und zerbrach ſich den Kopf über das ſeltſame Betragen ihres gaſtfreien Wirths. Endlich ſtand ſie auf und erquickte ſich an Milch und Früchten. Als ſie bei dieſer Beſchäftigung von ungefähr einen Blick durch das Fenſter warf, wurde ſie noch einen andern Mann gewahr von ungefähr vierzig Jahren, in einem grauen Oberrocke, mit

rundgeſchnittenem Haar wie der Erſte. Er ſaß auf der Raſenbank unter der Eiche, und las in einem Buche. Sein blaſſes, hageres Geſicht trug Spuren des Grams, ſeine Augen lagen tief und wurden von ſtarken Augenbraunen beſchattet, welches ſeinen Zügen einen düſtern, etwas wilden Anſtrich gab.

Hannchen beobachtete ihn lange mit Aufmerkſamkeit. Sie vermuthete in ihm den Herrn des Hauſes, und beſchloß, ſo bald er ſeine Lectüre geendigt haben würde, ihm in den Weg zu treten, ihm für ſeine gaſtfreie Aufnahme zu danken und ſich ihm als Magd anzubieten. Aber der graue Mann ſchien ſeinen Platz nimmer verlaſſen zu wollen. Bisweilen legte er wohl das Buch weg, ſtreichelte einen Hühnerhund, der neben ihm lag, oder ſchnitzelte an einer Haſelſtaude, wobei er ſich in Gedanken verlor; aber zuletzt griff er immer wieder nach dem Buche, ob er gleich wenig zu leſen ſchien.

Gegen Mittag ſetzte ſein Knecht (denn dafür hielt Hannchen den Mann in der blauen Jacke) einen Tiſch unter den Eichbaum, und trug einige frugale Schüſſeln auf, von welchen der graue Mann wenig aß. Gleich darauf brachte der Knecht die nämlichen Schüſſeln zu Hannchen, ſagte, hier iſt ein Mittagsbrot, und ging wieder fort. — »Neugierig,« dachte Hannchen, »ſind dieſe Menſchen nicht. »Es ſcheint ihnen ſehr gleichgiltig zu ſein, wer ich bin? aber ich wünſchte wohl zu wiſſen, wer der iſt, dem ich dieſe Zuflucht verdanke.«

Als nun der Knecht zurückkam, den Tiſch abzuräumen, da erlaubte ſie ſich die erſte Frage: »wo bin ich?« — Bei ehrlichen Leuten, verſetzte der Menſch und ging ſeiner Wege. Hannchen errieth, daß die Sprache hier nur zur Nothdurft gebraucht werde, und nicht wie bei Hofe, ein Artikel des Luxus ſei. So gern ſie auch ihre weibliche Wißbegierde befriedigt hätte, ſo ſcheute ſie ſich doch durch Fragen läſtig zu werden, und kämpfte den ganzen Tag mit ſich ſelbſt, ob ſie hinausgehen und den grauen Mann anreden ſollte? Mehr als einmal hatte ſie ſchon die Thür in der Hand, aber als ſie endlich Muth faßte, ihr Vorhaben auszuführen, wurde ſie gewahr, daß der Fremde ſo eben ſeinen Platz verlaſſen hatte, und ſich hinter den Bäumen verlor.

Der Abend brach herein. Der Mann mit der blauen Jacke brachte eine Lampe, und ſagte: hier iſt Licht. Bald nachher deckte er ſchweigend den Tiſch, und, nachdem er ihn mit Speiſen beſetzt hatte, war ſein letztes Wort: hier iſt ein Abendbrot. Damit ſchloß ſich die Converſation des heutigen Tages. Hannchen blieb allein, ſah und hörte weiter nichts, und ſchlief ſo gut ſie konnte bis zum andern Morgen.

Als man ihr abermals ein Frühſtück aufgetiſcht, und ſie einige Biſſen davon verzehrt hatte, ſagte der einſilbige blaue Mann: »jetzt kann Sie gehen. Linker Hand führt der Weg aus dem Walde.« — »Ach mein Freund!« verſetzte

Hannchen, »braucht Sein Herr keine Magd?« — Der blaue Mann ſah ihr zum erſten Male in's Geſicht, antwortete aber nicht eine Silbe, ſondern ging hinaus zu ſeinem Herrn, der wieder unter dem Eichbaum ſaß. Nach einigen Minuten kam er zurück und ſagte: »Nein! linker Hand führt der Weg aus dem Walde.«

»Ich werde gleich gehen,« ſeufzte Hannchen, »aber darf ich denn nicht wenigſtens mich bei Seinem Herrn bedanken?« — Nein! war die faſt unfreundliche Antwort, mit welcher der Knecht ſie verließ. Schwermüthig trat ſie an's Fenſter, wollte jeden Augenblick ſich zu ihrer Abreiſe anſchicken, und zögerte immer. »Wo werde ich einen Zufluchtsort finden ſo eigen geſchaffen für meinen Trübſinn? Das Gewühl in Städten, die prunkenden Häuſer, die plauderhaften Menſchen — und hier — die öde Wildniß, die düſtern Tannen, das heimliche Schweigen — O! er muß mich behalten, der Sonderling dort unter der Eiche.« — Plötzlich flüſterte ein richtiges Gefühl ihr zu: man müſſe, um bei ſonderbaren Menſchen zu ſeinem Zwecke zu gelangen, ſelbſt ſonderbar handeln. Sie hatte Tags vorher, ungefähr um die nämliche Stunde, bemerkt, wie der Knecht aus einem Nebengebäude einige Zuber holte, damit an den Brunnen ging und ſie rein wuſch. Dann verfügte er ſich in einen kleinen Zwinger, wo ein paar Kühe ſtanden, die er milchte, und die Milch in's Haus trug.

Auf dieſe Beobachtung baute Hannchen ihren Plan. Raſch ſchürzte ſie den Rock ein wenig auf, ging ohne Verle-

genheit hinaus, warf mit Fleiß keinen Blick auf den grauen Mann unter dem Eichbaume, begab ſich dreiſt in das Nebengebäude, holte die Zuber und wuſch ſie am Brunnen rein. Dann eilte ſie nach dem Zwinger, milchte die Kühe und wollte die Milch in's Haus tragen. Alles das that ſie mit einer Art, als ob ſie in ihrem Leben nichts anders verrichtet hätte.

Der graue Mann ließ ſein Buch auf die Knie ſinken, und ſah ihr befremdet zu. Als ſie mit der Milch aus dem Zwinger kam, und an ihm vorüber gehen mußte, ſagte er: »was ſoll das heißen?«

»Gnädiger Herr« — Ich bin kein gnädiger Herr! — »Aber doch ein Menſch!« — Leider! — »ich bin unglücklich« — Wer iſt es denn nicht? — »Ich wünſche, Ihnen als Magd zu dienen« — Ich brauche keine Magd. — »Wenn Sie meiner nicht bedürfen — ach guter Herr! — ſo bedarf ich Ihrer!«

Der graue Mann ſchwieg einige Augenblicke. Peter! rief er dann dem Knechte zu, das Mädchen kann bleiben. — Nach dieſen Worten ſah er wieder in ſein Buch und bekümmerte ſich nicht weiter um ſie.

Neunzehntes Kapitel.

Das Aufthauen.

Ein altes lateiniſches Sprüchwort behauptet: es ſei nicht immer einerlei, wenn zwei Menſchen einerlei thäten, und dieſe Behauptung blieb in einem weſtphäliſchen Wald eben ſo wahr als in Rom. Wen die Natur mit Jugend, Schönheit, Anmuth und Grazie ausgerüſtet, der unternimmt kühn, was ein altes Mütterchen mit einer Karabossengeſtalt nicht wagen darf. Wäre Hannchen nicht ein reizendes Mädchen geweſen, hätte ihre weiße Hand nicht die Milch beſchämt, und ihr ſchlanker Wuchs die Pappeln im Zwinger; wer weiß ob der graue Mann ihre unerbetene Dienſtfertigkeit nicht ſehr zudringlich gefunden haben würde. Aber es war nicht möglich dem lieben Mädchen in das große freundliche Auge zu ſchauen, ohne mindeſtens einem leiſen Gefühl von Wohlbehagen Raum zu geben, hätte man gleich auf einem Bett von Dornen gelegen. Es ging einem mit ihr, wie jenem mit der Abendröthe, von dem Moriz irgendwo in ſeinem Magazin der Erfahrungsſeelenkunde erzählt: ein Schwermüthiger ſpazirte an einem ſchönen Sommerabend auf dem Walle hin und her, anfäng-

lich das Geſicht gegen Oſten gekehrt, wo der Himmel ſchon finſter war. Nagender Kummer und Lebensüberdruß füllten ſeine Seele. Jetzt kehrte er plötzlich um, — ſiehe da glänzte ein freundliches Abendroth in Weſten. Hoffnung, Liebe, Vertrauen erwachten in ſeinem Herzen.

Der graue Mann wollte Hannchens Dank nicht hören. Er ſagte: ſchon gut! und winkte ihr mit der Hand, zu gehen. Eine bloße Pflicht der Menſchlichkeit vermeinte er, frei von allen Nebenabſichten erfüllt zu haben. »Sie iſt unglücklich,« dachte er, »und bildet ſich ein, man könne auf der Welt glücklich ſein. Wohl ihr, ſo lange ſie noch ſo träumt! — Aber was mag ihr widerfahren ſein? — gleichviel! was geht es mich an?« — Er wollte weiter leſen, und merkte bald, daß er nicht recht wußte, was er las. »Ich bin zerſtreut,« murmelte er zwiſchen den Zähnen, ſteckte das Buch in die Taſche, und ging, wie ſeine Gewohnheit war, tiefer in den Wald.

Hannchen trat unterdeſſen flink ihr neues Amt an. Sie bemächtigte ſich der Küche, brachte alles Geräth in eine gewiſſe Ordnung, putzte und ſcheuerte, was nicht blank genug war, ſchwenkte die Töpfe, ſetzte Waſſer an's Feuer, und ſtellte ſich dann zu einem Korbe mit türkiſchen Bohnen, die ſie zwiſchen ihren niedlichen Fingern fein ſchabte, alles ohne ein Wort zu ſagen, denn ſie hatte bereits begriffen, daß man ſich in dieſem Hauſe am beſten durch Schweigen empfehlen könne, und ſie wollte dem grauen Manne

zeigen, daß er, um des angeblichen Mangels dieſer Tugend willen, nicht nöthig gehabt hätte, die Weiber aus ſeiner Wildniß zu verbannen.

Peter ſtand und ſah ihr zu. Er ſprach zwar auch kein Wort, aber er lachte freundlich, und ließ zuweilen mit halbem Kopfnicken ein halbes hm! hm! ertönen. So gern auch Hannchen gewußt hätte, wo? und bei wem ſie ſei? ſo meinte ſie doch; ihre einſilbigen Wirthe hätten wohl ein größeres Recht, ihr neugierige Fragen vorzulegen, und da man ſie gänzlich in Ruhe ließ, ſo hielt ſie für billig, eine gleiche Delikateſſe zu beobachten.

Es verging daher ein ganzer Monat, ohne daß man Menſchenſtimmen in dieſer Einöde hörte. Jede Stunde des Tages hatte ihre angewieſene Beſchäftigung, jede Beſchäftigung ihre wohlhergebrachte Form. Guten Tag, gute Nacht, wurde durch Kopfnicken ausgedrückt, und höchſtens durch ein einziges Wort die Gattung der Speiſe beſtimmt, die Hannchen etwa zurichten ſollte. Nicht einmal um ihren Vornamen hatte man ſie befragt; wollte man ſie rufen, ſo hieß es: Mädchen! — der graue Mann wurde Herr genannt, und der Knecht Peter.

Indeſſen gab Hannchen ſich alle Mühe, durch kleine Gefälligkeiten die Gunſt ihres neuen Herrn zu gewinnen. Es kam ihr ſehr zu ſtatten, daß die alte Muhme zu Münſter ſie in den Geheimniſſen der Kochkunſt eingeweiht hatte.

Aus den glücklichen Zeiten ihrer Jugend war ihr die Liebhaberei zum Gartenbau übrig geblieben, sie wußte Blumen und Früchte zu ziehen, und alles gedieh wie vormals unter ihrer Hand.

In einem Winkel des Kohlgartens suchte sie sich ein Stück gutes schwarzes Erdreich aus, um es in ein Blumenbeet zu verwandeln. »Peter,« sagte sie, »nimm die Schaufel und grabe mir dieses Stück um.« — Peter sah sie an, lachte, murmelte mit halbem Kopfnicken ein halbes hm, hm! und grub das Stück um. Nicht lange so blühten Rosen und Hyacinthen hervor, die Hannchen jeden Abend sorgfältig begoß. Wenn sie nun duftreich in voller Blüte standen, so versetzte sie die Blumen in Töpfe, und grub die Töpfe neben der Rasenbank unter der Eiche in die Erde. Begab sich dann der graue Mann des Morgens nach seinem gewöhnlichen Ruheplatz, so schien es, als ob während der Nacht Rosen und Hyacinthen zu seinen Füßen aufgeschossen wären.

Als er diese feine Galanterie zum ersten Male erblickte, stand er lange unbeweglich davor. Peter brachte das Frühstück, sein Herr sah ihn an, und zeigte mit dem Finger auf die Rosen. Peter verstand ihn, und antwortete: das Mädchen.

Das Mädchen, wiederholte der graue Mann unwillkürlich, und es entwischte ihm ein sanftes Lächeln, das jedoch

mit einem Tropfen Bitterkeit vermiſcht um ſeine Lippe ſchwamm. Er zog ein Goldſtück aus der Taſche, gab es Petern, und ſagte: dem Mädchen. — Peter brachte ihr das Goldſtück mit den Worten: vom Herrn.

„Wofür?" — Für die Blumen. — »Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, ſo bin ich belohnt. Zuneigung kann man nicht durch Gold erkaufen.".

Peter ſah ſie ein wenig erſtaunt an, und klopfte ſie zum erſten Male in ſeinem Leben auf die Schulter. Er brachte das Goldſtück zurück, legte es auf den Tiſch, und ſagte: ſie will nicht. — »Warum nicht?" —

Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, ſo iſt ſie belohnt; Zuneigung läßt ſich nicht durch Gold erkaufen. — »Sagt ſie ſo?" — Ja.

Abermals ein Lächeln um die Lippe des grauen Mannes, der Tropfen Bitterkeit war faſt verdunſtet. — So benutzte Hannchen jede kleine Gelegenheit, die ſich ihr darbot, die Stirn des Sonderlings zu entfalten. Er war nicht undankbar, er fühlte es, ob er gleich noch lange ſchwieg. Wenn ſie des Morgens an ihm vorüberging, um die Kühe zu melchen, konnte er ſich nicht enthalten, die Augen aufzuſchlagen, und ihr nachzuſehen. Dieſer verſtohlne Genuß war, ohne daß er es ſich ſelbſt geſtand, ihm bereits ſo nothwendig geworden, daß, wenn ſie einmal zufälligerweiſe etwas

länger als gewöhnlich ausblieb, ſein Auge wohl zehnmal in einer Minute vom Buche nach der Hausthür ſchweifte, um ihre liebe Geſtalt aufzuſuchen. Das war es aber auch alles. Einförmig verſtrich ein Vierteljahr. Hannchen konnte ſich's nicht verhehlen, daß ihre Weiblichkeit ein wenig gekränkt ſei, weil ſie durch all ihr Dichten und Trachten es nicht einmal dahin bringen konnte, daß der graue Mann ſie auch nur um ihren Namen gefragt hätte. Endlich hatte ſie einen Einfall, deſſen Ausführung ſie anfangs ſchwer dünkte, ihr aber wider Verhoffen gelang.

»Wer hat die Tafel gemacht, die an der Eiche hängt?« fragte ſie eines Tages den ſtummen Peter. Ich war die Antwort. — »Und wer hat die Schrift darauf gemalt?« — Ich. — »Biſt du ein Maler?« — War es in meiner Jugend. —

»Das freut mich. Mach mir auch eine ſolche Tafel.« — Peter ſah ſie an und lachte. »Willſt du?« — Ja. — »Du mußt aber dem Herrn nichts davon ſagen.« — Nein. — »Ich will ihm eine heimliche Freude machen.« — Peter lachte wieder, murmelte hm! hm! und machte die Tafel. Als ſie fertig war, gab ihm Hannchen auch einen Vers darauf zu ſchreiben. Peter arbeitete con amore und übertraf ſich ſelbſt. Der freundliche Dank, mit welchem Hannchen ſeine Arbeit bezahlte, machte ihm mehr Freude, als dem berühmten Caſanova ein Geſchenk der Semiramis des Nordens.

Digitized by Google

Als nun der graue Mann, seiner Gewohnheit nach, in der Morgenstunde zu der Rasenbank schlich, und von ungefähr einen Blick auf den Stamm der Eiche warf, siehe da war seine alte Tafel weggenommen, an ihrer Stelle hing eine neue, auf welcher er mit großem Erstaunen folgende Worte las:

Ne te vante point d'avoir en cet asyle
Rencontré le parfait bonheur,
Il n'est point retiré dans le fond d'un bocage,
Il est encore moins chez les rois,
Il n'est pas même chez le sage,
De cette courte vie il n'est pas le partage,
Il y faut renoncer; mais on peut quelques fois
Embrasser au moins son image *).

Er las zweimal, dreimal, und traute seinen Augen kaum. Peter brachte das Frühstück, sein Herr zeigte mit den Fingern auf die Tafel, Peter verstand ihn, und antwortete lächelnd: das Mädchen.

Das Mädchen, wiederholte der graue Mann unwillkürlich und lächelte ohne Bitterkeit. Er setzte sich um zu lesen, aber er blätterte nur, und las nicht. Als Hannchen nach einiger Zeit unbefangen vorüberging, um den

*) Wähne nicht in dieser Freistatt das Glück gefesselt zu haben. Es wohnt nicht in düstern Wäldern, weniger noch am Hofe; nicht einmal in der Brust des Weisen; es ward nicht das Erbtheil dieses kurzen Lebens; du mußt ihm entsagen — doch ist es dir vergönnt, dann und wann seinen Schatten zu umarmen.

Kühen ihren Morgenbeſuch abzuſtatten, da konnte er nicht länger an ſich halten. Mädchen! rief er. »Herr!« antwortete Hannchen und drehte ſich nach ihm um.

Wer biſt du? — »Eine Unglückliche.« — Kannſt du nicht mehr ſagen? — »Verſchonen Sie mich —« — Gut, ich mag Unglückliche wohl um mich leiden. Willſt du bei mir bleiben bis an meinen Tod? — »Herzlich gern.« — Wie heißeſt du?« — »Hannchen.« — Geh nur. — Hannchen ging.

So viel auf einmal hatte der graue Mann in vielen Jahren nicht geſprochen. Er erſtaunte ſelbſt darüber, und verſank in tiefes Nachdenken, daß er ſogar ſeinen Morgenſpazirgang darüber vergaß. Was er eigentlich dachte? — lieber Leſer, das hat er nicht einmal dem Eichbaum vertraut, und vielleicht wußte er es ſelbſt nicht. Indeſſen änderte dieſe Erklärung weiter nichts in der Lebensweiſe des Einſiedlers und ſeiner Hausgenoſſen. Alles ging nach wie vor ſeinen alten Gang, und außer der neuen Tafel am Stamme der Eiche, blieb jedes Ding an ſeinem alten Platze.

Doch nun entlaubte der Winter die Bäume des Waldes, bedeckte Hannchens Blumengarten mit Schnee, und hielt den grauen Mann in ſeinem Zimmer gefangen. Der Mangel an Bewegung war vielleicht Schuld, daß heimlicher Gram und ewiges Brüten über verſchloſſenen Kum-

mer ſeinem Körper um dieſe Jahreszeit nachtheiliger wurden als ſonſt. Er fiel in eine ſchwere Krankheit.

Es iſt eine ſchöne Beſtimmung der Weiber, unſere ſüßeſten Freuden zu ſchaffen; aber es iſt eine ſchönere noch, uns in trüben Stunden zu erquicken. Hannchen wich nicht von ſeinem Lager. Die Kräuterkunde, vormals ein Spielwerk ihrer Jugend, kam ihr jetzt trefflich zu ſtatten. Des Morgens bereitete ſie ihm auflöſenden Kräutertrank aus Graswurzel und Löwenzahn, drückte den Saft aus Barberitzen und miſchte ihn unter ſein Getränk; des Mittags kochte ſie ihm leichte Fruchtſuppen; des Abends holte ſie ein Buch aus ſeiner kleinen, aber gewählten Bibliothek, und las ihm vor bis er einſchlummerte, dann warf ſie ſich unausgekleidet auf einen Sofa im Nebenzimmer, und wenn der Kranke ſich nur rührte, war ſie munter bei der Hand.

Durch ihre unermüdete Sorgfalt wurde er nach einigen Wochen wieder hergeſtellt. Zwar ſchien er noch immer, wie vor ſeiner Krankheit, tiefſinnig, verſchloſſen; aber ſein Blick war nicht mehr ſo düſter, ſo menſchenfeindlich als vorher. Zwar ſchwieg er noch immer, aber das Schweigen wurde ihm ſauer.

»Geh auf Hannchens Zimmer,« ſagte er eines Morgens zu Peter, »und lege dieſen Beutel auf ihren Tiſch.« — Peter that, was ihm befohlen war. Hannchen fand den Beutel und errieth den Geber leicht.

»Geh auf des Herrn Zimmer,« ſagte ſie zu Peter, »und lege dieſen Beutel auf ſeinen Tiſch.« — Peter gehorchte, und ſo wurde der Beutel noch dreimal hin und hergeſchickt, ohne daß weiter eine Erklärung deshalb vorgefallen wäre. Der graue Mann mußte ſich endlich entſchließen, ſeinen Beutel wieder in die Taſche zu ſtecken. — Als er nun Abends am Fenſter ſtand, mit dem Geſichte gegen die Scheiben gekehrt, und Hannchen hinter ihm im Zimmer aufräumte, fing er wider ſeine Gewohnheit an, eine Melodie zu pfeifen. Plötzlich brach er ab, und ſagte, ohne den Kopf nach ihr umzudrehen, in hingeworfenem Tone: »du nimmſt kein Geld?« —

Nein! antwortete Hannchen. — Der graue Mann fuhr fort zu pfeifen, trommelte mit den Fingern auf der Fenſterſcheibe, und ſprach weiter kein Wort.

Aber am andern Mittag, als Peter den Tiſch zu decken kam, ſagte ſein Herr: »leg zwei Couverte.« — Peter horchte hoch auf, und blieb mitten in ſeiner Beſchäftigung ſtehen, wie eine abgelaufene Uhr, bis ihm der graue Mann den ungewöhnlichen Befehl ernſtlich wiederholte. Dann legte er ſchweigend zwei Couverte, und dachte bei ſich ſelbſt: es wird wohl ein Gaſt kommen. Aber der Gaſt kam nicht, und das Eſſen wurde aufgetragen.

Rufe Hannchen. — Hannchen erſchien. — Setze dich zu mir und iß. —

Hannchen fühlte das Zarte in dieſem Benehmen. Sie ſetzte ſich und wollte eſſen, aber es traten Thränen in ihr Auge, ſie konnte nicht eſſen. Der graue Mann blickte verſtohlen nach ihr herüber. Warum weinſt du? ſagte er. Hannchen ſprang auf, und lief hinaus.

Das Mädchen iſt gut! murmelte der Einſiedler; ein Lächeln ſchwamm um ſeine Lippen, und ſtatt der vormaligen Bitterkeit war ein Tropfen Wehmuth in dem Lächeln.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Laube.

Als Gott das berühmte Wort aussprach: es werde Licht! da sandte er die Schönheit auf die Welt, und es ward Licht. — Wo ist ein Kerker so finster, ein Herz so bekümmert, daß nicht die Macht der Schönheit Licht und Trost in beide brächte? —

Die Einsiedelei des grauen Mannes verlor nach und nach von ihrem düstern Ansehen. Eine Gruppe hoher Tannen, an der Ostseite des Hauses, versperrte der freundlichen Morgensonne den Zugang. Das war ihm eben recht, denn er versteckte sich vor dem Sonnenschein, und wohnte in einem Zimmer gegen Mitternacht, welches kaum in den längsten Sommertagen einen Lichtstrahl auffing. Hannchen verjagte ihn aus diesem Zimmer, unter dem Vorwande einer nothwendigen Reparatur. Peter mußte, auf ihr Geheiß, in einer Nacht die alten Tannen umhauen, und als der graue Mann erwachte, schien ihm die Sonne gerade in's Bett.

Erstaunt über diesen Besuch, klingelte er. Peter kam. Sein Herr zeigte mit dem Finger nach der Sonne. Peter

lächelte schlau. »Die Tannen sind weg,« sagte er sehr freundlich. — Wo sind sie geblieben? — »Ich habe sie umgehauen.« — Wer hat dir das befohlen? — »Das Mädchen.« Der graue Mann verstummte vor dieser Autorität, wie ein altgläubiger Franzose, dem man einen fremden Willen de par le roi ankündigt.

Ein paar hundert Schritt vom Hause lag ein Hügel mit dichtem Buschwerk bewachsen. Als der Frühling begann, Blätter aus den Knospen hervorzulocken, da ließ Hannchen, durch den allzeit dienstfertigen Peter, den Gipfel des Hügels reinigen, und nur so viel Gebüsch darauf stehen, als nöthig war, eine Laube daraus zu flechten. Die Faulbaumblüte und der Hollunderstrauch nickten herab auf eine Rasenbank. Ein kleiner Schlangenpfad wurde abwärts gebahnt, der graue Mann zu einem Spazirgange eingeladen, und oben auf dem Hügel plötzlich durch eine freundliche Aussicht überrascht.

Er sagte nichts, aber als Hannchen sich einige Schritte entfernt hatte, um einen Strauß von Maiblumen zu pflücken, drehte er, mit einem fragenden Winke, den Kopf halb verstohlen nach Peter um. Peter nickte und zwinkerte mit den Augen. — Ein anderes Mal kaufte Hannchen von einem Bauerjungen heimlich eine Nachtigall, ein Vogel, der sich sonst selten in diesen Theil des Waldes verirrte, wo nur Eulen wehklagten und Habichte krächzten. Sie hing den

Digitized by Google

lieblichen Sänger Abends unter das Fenſter von ihres Herrn Schlafgemach. Der Vogel begann ſein Minnelied bald klagend, bald ſchmetternd. Der graue Mann erwachte aus dem erſten Schlummer, horchte, wunderte und freute ſich ob des ſeltenen Beſuchs, ja es entſchlüpfte ihm ſogar der Wunſch: möchte es doch kein vorüberziehender Gaſt ſein! möchte er ſich in meinem Garten ein Neſt bauen.

Als er am andern Morgen das Fenſter öffnete, wurde er gewahr, woher die Serenade gekommen war. Peter brachte das Frühſtück, und ſchon hatte ſein Herr den Finger aufgehoben, um wie gewöhnlich auf den Gegenſtand zu deuten, deſſen Daſein ihn in Verwunderung ſetzte; aber er zog ſeinen Finger ſchnell zurück: die Frage iſt unnöthig, dachte er, wer anders als das Mädchen —

Gedankenvoll ſetzte er ſich an den Theetiſch, ſchenkte ein, und rührte lange mit dem Löffel in der Taſſe, als ob er den vergeſſenen Zucker wirklich hineingethan hätte. — Hannchen! ſagte er leiſe — Hannchen! wiederholte er bald darauf etwas lauter — Hannchen! rief er zum dritten Male mit einer Art von Heftigkeit.

Hannchen hörte in der benachbarten Küche ihren Namen nennen, und trat ſchnell herein. »Haben Sie gerufen?«

Der graue Mann in ſichtbarer Verlegenheit. Ich? — nein — geh nur mein Kind — geh nur! — Hann-

chen ging und freute ſich, denn es war zum erſten Male, daß er ſie mein Kind genannt hatte. Gerade dieſer ſüße Name war es, welchen zu erwerben alle ihre Bemühungen abzweckten, und es gewann täglich mehr das Anſehen, als ob es ihr gelingen werde. Seit ſie das Arztlohn ſo uneigennützig ausgeſchlagen, ſpeiſte ſie gewöhnlich mit ihrem Herrn an einem Tiſche. Ohne ihr Wiſſen ſandte er einſt den Knecht in's nächſte Dorf, um eine Bauermagd ihr zur Gehülfin zu miethen. Er litt nicht, daß ſie irgend eine grobe Arbeit mehr verrichtete. Des Abends nahm ſie Theil an ſeiner Lektüre, und auch hier wußte ſie mit guter Art ſeine bisherigen Lieblingsſchriftſteller zu verdrängen. Zimmermann's Einſamkeit, Young's Nachtgedanken und ſo weiter, mußten den Verſuchen des Montaigne und den Reiſen des jungen Anacharſis Platz machen; ja zuweilen ließ er ſich auch wohl herab, den luſtigen Streichen des Gilblas ſein Ohr zu leihen. Kurz er glich nach Jahresfriſt eben ſo wenig dem grauen Manne von vormals, als ein entblätterter Roſenſtock, den man im Frühjahr aus dem Keller holt und an die Sonne ſtellt, ſich nach vier Wochen mehr ähnlich ſieht.

Er fühlte dieſe Verwandlung ſelbſt, und ſein Herz öffnete ſich ſanften Empfindungen. Wie lieb ihm Hannchen ſei und was am Ende aus dieſem Umgange werden ſolle? darum hatte er ſich zwar noch nie befragt, aber es bedurfte

nur eines Zufalls, ihn über die eigentliche Natur seiner Gefühle zu belehren.

Seit die Laube auf dem Gipfel des Hügels entstanden war, hatte er seinen vormaligen Lieblingsplatz, die Rasenbank unter der Eiche, sehr vernachläßigt. Er schlich oft und gern über die Wiese, und wand sich durch den krummen Fußpfad den Hügel hinauf, wo eine freie Aussicht ihm nicht mehr wie sonst lästig schien.

Als er sich eines Tages mit leisen Schritten der Laube näherte, glaubte er ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Er horchte — es kam ihm vor, als höre er jemand schluchzen. Er trat mit einer raschen Wendung in die Laube, und erblickte Hannchen in Thränen. Sie hatte eben an Wilhelm gedacht, ihm flossen diese Thränen der Liebe und Sehnsucht. Sie sprang auf und suchte ein Lächeln zu erzwingen. Aber der graue Mann faßte sie scharf in's Auge. Hannchen, sprach er, du weinst? Sie konnte nicht gleich antworten. — Bist du noch unglücklich?

»Ach nein! ich bin so glücklich, als ich es auf der Welt werden kann.«

Und doch Thränen? — »Sie flossen der Vergangenheit.«

Vielleicht auch der Hoffnung einer bessern Zukunft?

»Ich hoffe nichts mehr, als die Fortdauer Ihres Wohlwollens für mich.« Eine lange Pauſe. Stotternd hub der graue Mann von neuem an: biſt du verheirathet?

»Nein.« — Haſt du einen Geliebten? — »Ich hatte einen!« — Iſt er todt? — »Da ſei Gott für!« — Untreu? — »Gewiß nicht!« — Wie könnte er auch! — und doch haſt du der Hoffnung entſagt? — »Weil das Schickſal uns auf ewig trennte!« —

Wie ſo? — »Weil — verzeihen Sie — ich kann das nicht ſo ausdrücken — aber ich darf ihn nie wiederſehen! ich will nicht!« — Du willſt nicht? —

»So lange Gott mir noch Gefühl für Ehre und Tugend läßt!« —

Iſt das dein Ernſt? — »Ich würde mich haſſen, wenn ich anders denken, ich würde mich verachten, wenn ich anders handeln könnte.« — Eine Pauſe. Der graue Mann ergriff Hannchen gerührt bei der Hand, zog ſie nach ſich auf die Raſenbank, und ſagte mit ſanfter Stimme: »gutes Kind, ich bitte um dein Zutrauen, entdecke mir, was dich quält.«

»Wenn Sie es erfahren, ſo werden Sie mich aus dieſer Einöde verſtoßen, die meine letzte Freiſtatt iſt.«

»Ich würde mit dir das Glück meines Lebens verſtoßen,« verſetzte er raſch, und eine hohe Röthe ſtieg auf ſeine Wange,

als ſchäme er ſich des unwillkürlichen Geſtändniſſes. »Rede ohne Furcht,« ſetzte er in einem ruhigen, bittenden Tone hinzu. »Vielleicht ſchien ich dir bis jetzt unempfindlich? wir Holländer ſtehen in dem Rufe, kalt zu ſein wie unſere Nebel. Aber auch meine Leiden waren größtentheils Leiden des Herzens! Rede, und fürchte nicht mißverſtanden zu werden.«

Hannchen gab nach, und erzählte — freilich, aus einer ſehr natürlichen Schamhaftigkeit, nicht ihre, ſondern eigentlich Wilhelm's Geſchichte: wie er als ein armer Packträgers Sohn in ihr Haus gekommen; wie aus kindiſcher Zuneigung Liebe entſprungen; wie er, als Schulmeiſter, um ihre Hand geworben, und aus Kummer über ſeine fehlgeſchlagenen Wünſche Soldat geworden; wie edel er ſich für ſeinen Freund aufgeopfert; wie tapfer er gefochten und durch ſeinen Muth ſchnell emporgeſtiegen. Sie gab vor, es ſei ihr unmöglich, des Jünglings Fortſchritte auf der Bahn des Ruhms durch eine unbeſonnene Heirath zu hemmen. »Wir ſind überein gekommen,« ſagte ſie, »uns in Zukunft als Bruder und Schweſter zu betrachten, und nichts auf der Welt iſt fähig, mich von dieſem Entſchluß abwendig zu machen.«

Der graue Mann ſah in dieſer Erzählung noch nichts, was Hannchens Furcht, von ihm verſtoßen zu werden, hätte rechtfertigen können. Er muthmaßte, es müſſe noch ein anderes Geheimniß dahinter verborgen ſein, drang aber

vergebens in das ſchüchterne Mädchen, ihm mehr zu entdecken. Seinem widerſtrebenden Herzen zum Trotz, machte er ſogar einige Verſuche, ſie von ihrer falſchen Delikateſſe zu überzeugen, bot ihr ſeinen Rath und Hilfe an, ein Bündniß zwiſchen ihr und Wilhelm zu knüpfen, aber alles umſonſt! Sie beharrte ſtandhaft, und bat ihn, wenn er ſie ſchonen wolle, Wilhelm's Namen in ihrer Gegenwart nicht mehr zu nennen. Er mußte es verſprechen, und verſprach es nicht ungern.

Beide gingen nun ſchweigend neben einander nach Hauſe; beide waren und blieben in Gedanken verloren, und das Abendbrot wurde unberührt vom Tiſche getragen. Der graue Mann legte ſich zu Bett, aber er ſchlief nicht, er hörte die Nachtigall nicht unter ſeinem Fenſter, und in wachen Träumen fand ihn die Morgenſonne.

Digitized by Google

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Verſchmähte Liebe.

Der folgende Tag verfloß ſtill. Hannchen hatte ihre gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, aber in der Seele des grauen Mannes ſchien etwas zu brüten.

»Laß uns ſpaziren gehen, liebes Hannchen,« ſagte er gegen Abend. Sie gingen ſchweigend nach dem Hügel, und ſaßen, wie geſtern, auf der Raſenbank, ehe ſie noch ein Wort gewechſelt hatten. Es erfolgte eine lange Pauſe. Hannchen ſah verlegen hinaus in's Freie, und knickte an den Blättern, die üppig herüberwuchſen. Ihr untrügliches Mädchengefühl ließ ſie dunkel ahnen, welche Scene ihr bevorſtehe. Der graue Mann hatte den Kopf auf die Bruſt geſenkt, aus ſeinem Herzen ſchien ſich etwas hervorzuarbeiten. »Hannchen!« hub er endlich an, »denkſt du noch wie geſtern?« — Ich werde nie anders denken. — »Du entſagſt deinem Wilhelm?«

Hannchen mit einem Seufzer: ich habe ihm entſagt auf ewig!

Der graue Mann mit bebender Stimme, indem er mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand malte: willſt du mich heirathen?

Digitized by Google

Hannchen erſchrack. Eine ſo raſche Wendung hatte ſie nicht vermuthet. Sie ſah ihren Nachbar mit großen ſtarren Augen an, in welchen ſich eine Art von Scheu malte, eine Empfindung, die ihr bisher bei ſeinem Anblick fremd geweſen.

»Du ſchenkteſt mir geſtern dein Zutrauen,« fuhr er ſichtbar erleichtert fort, »und es iſt billig, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelte. Hier haſt du meine Geſchichte in wenig Worten. — Ich bin ein Holländer und heiße van Shipper. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, der das Geld über alles liebte. Meine wenige Bildung verdanke ich dem Aufenthalt in fremden Ländern und guten Büchern.«

»Als ich zurückkam, hatte ich das Unglück, mich in ein hübſches Mädchen zu verlieben. Ich wollte ſie heirathen und durfte nicht. Die Drohung mich zu enterben, war Oel in die Flamme. Ich wollte ſie entführen, ihr mein ſogenanntes zeitliches Glück aufopfern — ehe es aber noch ſo weit kam, brachte ein deutſcher Geck die Peſt der Empfindelei in ihr Haus, und ſie wurde mir untreu.«

»Jetzt vertauſcht' ich die Liebe zu Weibern gegen die Liebe zum Vaterlande. Ich war Patriot und wurde verbannt. Ein gewiſſer Fagel, den ich einſt beim Baden vom Ertrinken gerettet hatte, ward mein heftigſter Verfolger. Ich würde den nichtswürdigen Menſchen vergeſſen haben,

wenn mich der Name meines Kettenhundes nicht täglich an ihn erinnerte. Man ſetzte einen Preis auf meine Verhaftnehmung. Mein Vater war geſtorben. Ich wagte mich heimlich nach Amſterdam, und lebte einige Wochen verborgen im Hauſe meiner Mutter. Dort traf ich Anſtalten, meine Reichthümer aus dem Lande zu ſchicken. Mit der größeren Hälfte war es mir bereits gelungen, als ich erfuhr, daß meine eigene Mutter mich verrathen hatte. Parteiſucht und Fanatismus ſpotten der Natur. — Man war im Begriff mich aufzuheben, ich floh, und vertraute die andere Hälfte meines Vermögens meinem einzigen Bruder, der mich darum betrogen hat. — So zerriß das Schickſal die Bande der Liebe, Freundſchaft und Natur. Ich blieb allein in der Welt, und ſtreckte meine Arme vergebens in die Luft, um ein gleich geſtimmtes Weſen an mein Herz zu drücken. Da zog ich mich zurück in dieſe Einöde, von einem einzigen Menſchen begleitet, deſſen Dummheit mir für ſeine Ehrlichkeit bürgt.“

»Was ich an zeitlichen Gütern gerettet habe, iſt noch immer weit mehr als ich brauche, aber weniger als mein Herz bedarf. Seit ich dich kenne, iſt die Vergangenheit ein Traum und die Zukunft lächelt wieder. Ich kann nicht mehr leben ohne dich! — Mit acht und dreißig Jahren und einer rauhen Gemüthsart darf ich freilich keinen Anſpruch auf deine Liebe machen; aber wenn es dir Ernſt iſt, dein Leben in dieſer ſtillen Einſamkeit zu beſchließen, warum nicht als

meine Gattin? meine eng verbundene Freundin? — Du haſt den Glauben an die Menſchheit in meine Bruſt zurückgeführt; willſt du mir Glück und Ruhe ſchenken, ſo ſprich ein freundliches Ja!» —

»Du ſchweigſt? — du zitterſt? — errathe ich deine Gedanken? — Man liebt nur einmal! — Nein, gutes Mädchen! du irrſt. Verſuch' es nur einen Menſchen glücklich zu machen, und dein Geſchöpf wird dir lieb werden. — Wohlan! ſchlag ein in die Hand eines ehrlichen Mannes! laß mich die Stunde ſegnen, wo der Zufall dich in dieſen Wald führte!» —

Hannchen, zitternd und glühend, hörte ſeine Erzählung nur halb, und von der letzten Apoſtrophe gar nichts. Schon hundertmal hatte ſie heimlich verwünſcht, daß ſie tagesvorher nicht aufrichtiger geweſen; daß ſie ihm nicht lieber alles entdeckt, auf die Gefahr, noch einmal in die weite Welt geſtoßen zu werden. Zwar gefiel ihr der graue Mann, aber es war nicht die rechte Gattung des Gefallens, die gleichſam ein Eſauiſches Linſengericht iſt, wer es erhaſcht, läuft mit der erſten Liebe davon. Hätte ſie aber auch wirklich für ihn gefühlt, was er nur für ſie und ſie nur für Wilhelm empfand, ſo war ſie doch unfähig, ihm eine Unſchuld zu heucheln, die nur in ihrer Seele wohnte. Sie öffnete den Mund um ein Bekenntniß abzulegen, die Zunge verſagte ihr den Dienſt, die Scham verſchloß ihre Lippen.

Der graue Mann sah ihr forschend in's Gesicht, er las Verwirrung und Bangigkeit, aber keinen Widerwillen; diese Beobachtung gab ihm Muth, und er wurde immer dringender. Stotternd bat endlich Hannchen um die Erlaubniß, ihm schriftlich antworten zu dürfen. Wann? rief er hastig. Morgen, sagte das arme Mädchen und floh. Er wollte ihr nacheilen — sie wandte sich: „um Gottes willen lassen Sie mich allein!" — Er trat zurück. Sie verlor sich im Walde, wo sie bis zur Abenddämmerung herum irrte, und mit sich selbst zu Rathe ging, wie sie ihr Geständniß einkleiden solle. Die Liebe des grauen Mannes schmeichelte ihr, der Verlust derselben war unvermeidlich und schmerzhaft; aber auch seine Achtung einbüßen — der Gedanke unerträglich! — »Doch es muß so sein! lieber dulden, was ich selbst verschuldet! lieber in den Stand einer verachteten Magd zurück sinken! als einen Biedermann, meinen Wohlthäter täuschen."

Mit diesem Resultat ihres Selbstgesprächs kam sie zurück in die Einsiedelei. Sie ließ sich nicht in dem Zimmer des Herrn van Shipper sehen, den sie mit großen Schritten auf und nieder gehen hörte; sie besorgte in Eil die Küche, und verschloß sich dann in ihr Stübchen.

Peter deckte den Tisch und legte nur ein Couvert. Sein Herr deutete mit dem Finger darauf und fragte: warum? — »Das Mädchen will nicht essen." — Wo ist sie? — »Sie hat sich eingesperrt." — Was macht sie? — »Ich

weiß nicht.“ — Wie ſieht ſie aus? — »Sie hat geweint.“ — Der graue Mann verdoppelte ſeine haſtigen Schritte. Peter ſetzte die Schüſſeln auf den Tiſch, nahm, mit dem Teller unter dem Arm, ſeinen Platz hinter dem Stuhle, und räuſperte ſich verſchiedene Male, um ſeinen Herrn auf das wartende Abendbrot aufmerkſam zu machen. Als er nach einer Viertelſtunde ſah, daß weder Räuſpern noch Huſten helfen wollte, nahm er ſich endlich die Freiheit zu ſagen: »das Eſſen wird kalt.“ Aber auch dieſe Ermahnung mußte er dreimal wiederholen, ehe ihm van Shipper auffahrend antwortete: ich will nicht eſſen! — Schon neun Jahre hatte Peter mit ſeinem Herrn in dieſer Einöde gelebt, und noch nie war er von ihm angefahren worden. Was Wunder, daß die erſte Unfreundlichkeit einen heftigen Eindruck auf den dummen, gutherzigen Menſchen machte. Er fing an zu weinen. »Lieber Herr,“ ſagte er ſchluchzend, was kann ich dafür, daß Sie nicht eſſen wollen?“ —

Van Shipper kam zu ſich. »Geh,“ ſagte er mit ſanfter Stimme, indem er ihn auf die Achſel klopfte, »geh, lieber Peter! zürne nicht auf mich, ich bin krank. Peter trug ſeine ſieben Sachen in die Küche, und auch ihm war der Appetit vergangen.

Der graue Mann trieb das Auf- und Niederwandeln noch ein paar Stunden ſo fort. Er wurde endlich ſo müde, daß ihm die Knie zitterten, aber es war ihm unmöglich,

ſich zu ſetzen, oder auf das Bett zu legen. Er brannte vor Begierde zu wiſſen, ob Hannchen ſchlafe? — Leiſe ſchlich er auf den Hof, von da er leicht einen Blick in ihre niedrigen Fenſter werfen konnte. Es war Licht im Zimmer. Er näherte ſich auf den Fußſpitzen dem Fenſter, und fand die Vorgänge halb geöffnet. Er ſah Hannchen ſchreibend am Tiſche ſitzen; ſie legte oft die Feder nieder, um ſich die Augen zu trocknen. Dieſes Bild begleitete ihn zurück in ſein Schlafzimmer, und war eben nicht fähig, ihm eine ruhigere Nacht zu verſchaffen.

Die Morgenſonne fand Hannchen noch am Schreibtiſch. Jetzt hatte ſie vollendet, überlas, was ſie geſchrieben, verſiegelte es mit bebender Hand und rief: Peter! — Der graue Mann fuhr zuſammen, als er ihre Stimme hörte. Lauſchend hielt er den Athem an ſich. Horch! jetzt öffnet Peter Hannchens Stubenthür — jetzt kommt er zurück — und mit jedem näher tönenden Fußtritt verdoppeln ſich die Herzſchläge des ängſtlich Harrenden. Die Thür geht auf, er erblickt einen Brief in Peter's Händen, und der letzte Tropfen Blut flieht von ſeiner Wange. Zitternd erbrach er das Siegel, es flirrte ihm vor den Augen.

Hannchen ging, nachdem ſie dieſen Berg von ihrer Bruſt gewälzt, mit leichterem Herzen an ihre Küchengeſchäfte. Sie ließ Feuer auf dem Herde machen, half der Magd grüne Erbſen aus den Schoten ſammeln, und horchte

dazwiſchen mit beklommener Bruſt, ſo oft ſich etwas im Nebenzimmer regte.

Nach einer Stunde ungefähr öffnete ſich die Thür. Van Shipper trat in die Küche mit Hannchens Brief in der Hand. Das glühende Mädchen wagte nicht aufzublicken; die Erbſen rollten zwiſchen ihren bebenden Fingern, und Perlen rollten aus ihren Augen zwiſchen die Erbſen. — »Hannchen,« ſagte der graue Mann, »ſo vertilge ich das Andenken an dieſes Bekenntniß.« Er warf den Brief in's Feuer.

Hannchen ſchluchzte, van Shipper gab der Magd einen Wink, ſich zu entfernen. »Sieh mich an, liebes Mädchen,« ſagte er, und ergriff ihre zitternde Hand. Sie blickte mit naſſen Augen ſchüchtern auf. — »Ich kenne nun jede Falte deines Herzens. Der Ausdruck iſt unpaſſend, dein Herz hat keine Falten. Vergiß, was du gelitten, vergib dem Räuber deiner Unſchuld, ich habe ihm vergeben. Was kümmert's mich, daß deine Tugend einſt in Fallſtricke fiel; du biſt gerettet und dein Herz blieb unverdorben. Ich habe boshafte Weiber gekannt, denen Neid und Galle im Herzen kochte, die aber mit gerümpfter Naſe auf eine arme gefallene Schweſter blickten, weil ſie das armſelige Ding nicht mehr beſaß, was ſie allein mit dem Namen Tugend ſtempeln; Weiber, denen Verläumdung, Zungendreſchen und Undankbarkeit, Rechte auf erledigte Furienplätze in der

Hölle gaben, die es aber Gott ſehr übel nehmen würden, wenn er ſie nicht auf Lehnſtühle zu ſeiner Rechten ſetzte, weil ſie ein Kleinod verwahrten, wornach niemand ſtrebte. Beruhige dich, gutes Hannchen, der Brief iſt verbrannt, und mit ihm jedes Andenken an die Vergangenheit vertilgt. Nie ſoll ein Wort oder nur die entfernteſte Anſpielung dich wieder daran erinnern. Noch einmal biete ich dir Herz und Hand. — Du ſchweigſt? — Darf ich Peter in's nächſte Dorf zum Prediger ſenden?" —

Ach! das arme Hannchen war in einer fürchterlichen Lage. Auf einer Seite ihr Wohlthäter, ein Biedermann voll der edelſten Liebe, der ihren Fehltritt großmüthig überſah, der ihr Ruhe und Ueberfluß anbot — auf der andern Wilhelm! — ja ſie hatte ihm entſagt, aber war es ihre Schuld, daß noch immer ein Funke der Hoffnung irgendwo glimmte, den ſie nicht auszulöſchen vermochte? Konnte ſie in dieſer Lage einem andern Mann ihre Hand reichen? — und wenn nun Wilhelm plötzlich erſchien, treu und liebevoll wie immer, ach! würde ſie dann nicht unausſprechlich elend ſein? und auch ihren biedern Gatten elend machen? — Nein! ſie konnte das Wort nicht ausſprechen, das ſie auf ewig von Wilhelm trennen mußte. Es koſtete ihr Millionen Thränen, und einen langen Kampf zwiſchen Liebe und Dankbarkeit, aber die Liebe ſiegte, und ſie ſprach ein unwiderrufliches Nein!

Der graue Mann war zu edel, um weiter in ſie zu dringen, kein Vorwurf entwiſchte ſeinen Lippen, er ſchwieg und verſchloß ſeinen Kummer in ſein Herz. An die Stelle ſeines vormaligen mürriſchen Weſens trat jetzt eine tiefe Schwermuth. Er ſprach weniger als jemals, hörte nicht, wenn man ihn anredete, irrte den ganzen Tag im Walde herum, und wälzte ſich die Nächte ſchlaflos auf ſeinem Lager. Kaum nahm er ſo viel Nahrung zu ſich, als er bedurfte, ſein Leben zu friſten. Hannchen ſah, wie ein heimlicher Gram ihn verzehrte, ſeine Wange wurde immer bläſſer, ſein Auge immer hohler — ihr Herz blutete.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Witwe.

Leiden der Seele haben das mit den Leiden des Körpers gemein, daß sie gleichgiltig gegen das Leben machen. Der graue Mann fühlte selbst am besten, wie seine Kräfte täglich abnahmen, und sein Zustand ihn baldige Ruhe hoffen ließ. Noch eines lag ihm auf dem Herzen, und er eilte, sein letztes Geschäft mit der Welt abzuthun.

Eines Morgens verlor er sich, wie gewöhnlich, im Walde, kam aber nicht, wie gewöhnlich, des Mittags zurück. Hannchen wurde unruhig; es ward Abend und er kam noch nicht; sie harrte die ganze Nacht — er blieb aus.

Peter heulte, und Hannchen wußte sich vor Angst nirgends zu lassen. Sie durchstrich den Wald im Umkreis von einer Stunde, rief und kreischte wohl tausendmal den Namen des grauen Mannes, aber immer vergebens! — Ganz erschöpft kehrte sie gegen Mittag zurück, sie hoffte, er werde sich unterdessen eingefunden haben, ihre Hoffnung täuschte sie abermals. Jetzt fühlte sie, daß der graue Mann ihr lieber war, als sie geglaubt hatte. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe über ihre Undankbarkeit, Peter's Geheul brachte sie zur Verzweiflung. Sie rannte gegen Abend

noch einmal fort, durchkroch mit Weinen und Kreiſchen das finſterſte Gebüſch, und zitterte jeden Augenblick, den entſeelten Leichnam ihres Wohlthäters zu finden. — Sie fand ihn nicht! — Faſt ohnmächtig warf ſie ſich unter einen Baum, rang die Hände, und überließ ſich dem Ausbruch des heftigſten Schmerzes.

»Was fehlt dir Hannchen?« hörte ſie plötzlich die wohlbekannte Stimme neben ſich, ſie blickte haſtig auf, der graue Mann ſtand vor ihr. »Gott ſei gelobt!« rief ſie mit gefaltenen Händen, und ein Thränenſtrom begleitete ihre Worte. Sie richtete ſich auf ihre Knie, und umklammerte ſeine Füße. »Gott ſei gelobt! Sie leben!«

»Gutes Kind, haſt du daran gezweifelt?«

»Ach! ich bin in Todesangſt geweſen!«

»Das thut mir leid. Ich wußte nicht, daß du ſo warmen Antheil an meinem Leben nähmeſt. Ich danke dir dafür. Es iſt ein herzſtärkender Tropfen in den Becher meiner Leiden! — Sei ruhig, ſteh auf, es wird Abend, laß uns heimgehen.«

Hannchen ſtand auf und wankte an ſeinem Arme dahin. Gern hätte ſie gefragt, warum er ſo heimlich fortgeſchlichen? wo und wie er dieſe zwei Tage zugebracht? aber da er ſelbſt kein Wort darüber fallen ließ, ſo wagte ſie es nicht.

Digitized by Google

Peter kam seinem guten Herrn mit rothen, verschwollenen Augen entgegen, küßte ihm schluchzend die Hand, und sang des Abends in seiner Kammer mit heller Stimme: nun danket alle Gott!

Einige Tage nach dieser Begebenheit wurde der graue Mann krank. Er selbst wollte zwar nichts davon wissen, sondern behauptete immer fort, er befinde sich sehr wohl; aber woher die ungewöhnliche Purpurröthe auf seiner Wange? das brennende Auge, die dürre Lippe? woher der Mangel an Eßlust und Schlaf, der unwillkürliche Schauder, der ihm durch alle Glieder bebte? — Armer grauer Mann! du suchst umsonst, es zu verhehlen, daß ein heftiges Fieber in deinem Körper wüthet.

Das bestürzte Hannchen wollte abermals ihm ihre Hilfe aufdringen, ihm, der mit Vergnügen sich am Ziele seines Dornenpfades sah. Jeden Morgen bereitete sie mit liebevoller Sorgfalt und kindlicher Angst die Arzneien, die van Shipper zwar freundlich hinnahm, freundlich dafür dankte; aber sie dann auf den Tisch setzte und unangerührt stehen ließ. Vergebens bat der treuherzige Peter, ihn zum Arzt in's nächste Städtchen zu senden. »Ihr seid wunderliche Kinder" — eine Antwort, die er oft mit klappernden Zähnen gab — „ich bin ganz gesund." Dabei war er nie heiterer, nie gesprächiger gewesen als jetzt; er scherzte sogar zuweilen. Das ging Hannchen durch's Herz. Bittere Klagen würden sie weniger gerührt haben, als die stille

Sorgfalt, mit der er alle ſeine Leiden zu verbergen ſtrebte.

Er trieb das ſo lange, bis endlich die ſtärkere Natur ſeinen Willen unterwarf. Er ſank auf's Bett. Die gewaltſame Anſtrengung aller ſeiner Kräfte ließ plötzlich nach, ſeine Krankheit ſchien in wenig Stunden ſo ſehr verſchlimmert, daß Hannchen für ſein Leben zitterte. Sie ſtand vor ſeinem Bette, und hatte eine ſeiner brennenden Hände gefaßt; große Thränentropfen hingen an ihrer Augenwimper; ſie zählte ängſtlich die eilenden Pulsſchläge; des Kranken kurzer Athem beklemmte auch ihr die Bruſt; Fieberhitze röthete ſeine Augen, Thränen die ihrigen.

Ihr dankbares Herz war tief erſchüttert. Ohne recht zu wiſſen, was ſie that, heftete ſie plötzlich ihre Lippen auf ſeine heiße Hand. Er machte eine Bewegung, es zu verhindern. »Was thuſt du?« ſprach er leiſe, »mach mir den Tod nicht ſchwer.«

»Mein Wohlthäter!« rief Hannchen außer ſich, »nein! Sie ſollen nicht ſterben! ich wäre das undankbarſte Geſchöpf, wenn ich dieſen Anblick ertragen könnte.« — Sie kniete an ſeinem Bette — „mein Wohlthäter! ſprach ſie im höchſten Enthuſiasmus, »kann der Gedanke Sie aufrichten, in Zukunft eine treue, zärtliche Gattin um ſich zu ſehen, ſo leben Sie! — ich bin die Ihrige!« —

Den Kranken erſchütterten dieſe Worte. Er ſchwieg lange. — Endlich drückte er ihr ſanft die Hand, und uneingedenk ſeiner körperlichen Schwäche, ſprach er mit Lebhaftigkeit: „gutes Mädchen! ich begreife, was in dir vorgeht. Edle Gefühle preſſen dir Worte aus, die dein Herz mißbilligt. Der Anblick meiner Leiden ſcheint dir ein Vorwurf, du willſt deine eigene Ruhe opfern, um dieſen Vorwurf von dir abzuwälzen. Aus einer ſolchen Stimmung ſollte ich keinen Vortheil ziehen, auch würde ich es wahrlich nicht, wenn nicht mein Gefühl mir ſagte, daß — daß du nichts dabei wagſt. Im Gegentheil beſtimmt mich die Hoffnung, das Glück deiner Zukunft feſter zu gründen dein Mitleid nicht unfruchtbar bleiben zu laſſen. — Ja ich will ſterben als dein Gemahl! — Steh auf, liebes Hannchen, und eile, wenn es dir Ernſt iſt, eile den nächſten Dorfpfarrer hieher zu entbieten. Kann er gleich unſere Herzen nicht vereinigen, ſo ſoll er doch unſere Hände in einander legen. Du wirſt meinen Namen tragen ſo lange, bis du ihn einſt mit Zuſtimmung deines Herzens vertauſcheſt. Und auch dann noch — nicht wahr, gutes Hannchen? — auch dann wirſt du den Unglücklichen nie ganz vergeſſen, der es ſo ehrlich mit dir meinte —“

Hannchen konnte nicht reden. Sie wankte ſchluchzend hinaus, und ſandte Peter in's nächſte Dorf. Der Prediger kam gegen Mittag. Hannchen war mehr todt als lebendig. Der graue Mann ſchien auf einen Augenblick neue

Kräfte zu gewinnen. Er richtete ſich im Bette in die Höhe; die Hand der Braut bebte, die ſeinige nicht; ihr Ja entſchlüpfte kaum hörbar den Lippen, das ſeinige war feſt und männlich. Der Prieſter ſprach den Segen, die Neuvermählte ſtürzte hinaus, und lag ſtundenlang bewußtlos auf dem Boden ihres Zimmers.

Der Kranke hatte während dieſer Zeit eine lange, geheime Unterredung mit dem Prediger. Als Hannchen ſich ein wenig erholt und ihre Thränen getrocknet hatte, trat ſie in möglichſter Faſſung wieder in ſein Zimmer und fand ihn ſchwächer als am Morgen. Mit geſchäftiger Beſorglichkeit kramte ſie nun abermals alle ihre Arzeneien hervor. »Sie haben mir ein theures Recht auf Ihr Leben eingeräumt,« ſprach ſie, »werden Sie auch jetzt noch die Hand zurückſtoßen, die Ihnen zugehört, und ſo gern Hilfe leiſten möchte?«

„Bewahre der Himmel!“ ſagte der Kranke lächelnd, »am Hochzeitstage darf man der Braut nichts abſchlagen. Gib, liebes Weibchen, gib was dir gut dünkt, ich bin bereit, alles zu verſchlucken.“

Er hielt Wort, und nahm willig einen Löffel voll nach dem andern, ob man es ihm gleich wohl anſah, daß er es nur aus Gefälligkeit that, und keine Hilfe mehr erwartete. Gegen die Nacht wurde er zuſehends ſchwächer. Hannchen und der Prediger ſaßen an ſeinem Bette. Der letztere ſprach

ihm Troſt aus Religionsgründen zu, Hannchen hatte nur Thränen. Dieſe Thränen vergalt der Kranke durch einen dankbaren Händedruck. Dem Prediger antwortete er: »ich war immer ein ehrlicher Mann, Gott wird es wohl mit mir machen.«

Um Mitternacht wurde ſein Athem immer kürzer — zuweilen blieb er ganz aus — in ſtummer Angſt hing ſeiner Gattin Blick an dem verzogenen Geſichte. — Kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn — ihre bebende Hand wollte ihn trocknen — plötzlich ergriff er dieſe Hand mit einer Art von Zuckung und legte ſie auf ſeine Augen — er röchelte — ein Seufzer noch — er war nicht mehr! —

Hannchens Schmerz war grenzenlos. Wäre Wilhelm in ihren Armen geſtorben, ſie hätte ſich nicht aufrichtiger betrüben können. Sie lag in Krämpfen über dem Leichnam. Das Haus ertönte von Peter's Geheul.

Doux noeuds de la reconnoissance!
C' est par vous que dès l'enfance!
Le Coeur à jamais fut lié;
La voix du sang, de la nature,
N' est rien qu'un languissant murmure,
Près de la voix de l'amitié *).

---

*) Süßes Band der Dankbarkeit! du feſſelſt ſchon Kinderherzen! was iſt das leiſe Geflüſter der Natur gegen die männliche Stimme der Freundſchaft!

Vergebens sprach der gute Prediger ihr Trost zu. Sie hörte nicht was er sagte, bis er ihr den letzten Wunsch des Verstorbenen ankündigte, diese Einöde sogleich zu verlassen und in des Predigers Wohnung so lange zu verweilen, bis der erste Schmerz vorüber, und ihre Geschäfte geordnet sein würden. Halb mit Gewalt mußte er sie von dem Leichnahm wegreißen, in dumpfer Betäubung setzte sie sich zu ihm in den Wagen, und ließ sich führen wohin er wollte.

Er übergab sie der Aufsicht seiner Frau, einer gutherzigen Matrone, und kehrte andern Tages zurück, um das Begräbniß zu veranstalten. Erst viele Wochen nachher bekam Hannchen wieder Sinn für das was sie anging, nicht einmal an Wilhelm hatte sie während dieser Zeit gedacht. Jetzt erfuhr sie, wozu van Shipper die zwei Tage seiner Abwesenheit benutzt hatte, in welchen sie so viele Angst um ihn ausgestanden. Er war in der nächsten Stadt bei einem Notarius gewesen, wo er seinen letzten Willen förmlich hatte niederschreiben lassen. Hannchen wurde durch denselben zur Erbin eines Vermögens von dreißigtausend Dukaten ernannt, unter der einzigen Bedingung, den braven Peter bis an seinen Tod zu füttern, und ihm das Leben, nach seiner Art, angenehm zu machen.

Hannchen weinte heiße Zähren. Dieser uneigennützige Beweis hoffnungsloser Liebe, zu einer Zeit, wo sie noch nicht den Namen seiner Gattin trug, zermalmte ihr Herz auf's neue. »Wo ist Peter?« fragte sie hastig. Peter erschien so-

gleich, denn auch er war ſeit dem Begräbniß ſeines guten Herrn immer im Hauſe des Predigers geweſen, und hatte ſich nur verborgen halten müſſen, um Hannchens Wunden durch ſeinen Anblick nicht wieder aufzureißen.

Hannchen reichte ihm ſchluchzend die Hand, die er ſchluchzend küßte. »Wir werden uns nie trennen, guter Peter! wimmerte ſie, »ich will für dich ſorgen, wie für meinen Bruder.«

»Ach!« ſagte der ehrliche Kerl, »Sie ſind brav — ich kenne Sie — aber mein guter Herr! — er wird mir doch nie aus den Gedanken kommen!« —

Noch einige Monate verweilte Hannchen bei der Familie des wackern Predigers, und gern hätte ſie ihre Wohnung für immer dort aufgeſchlagen, aber ſie ſah wohl ein, daß ſein Haus zu klein ſei, ſie länger zu beherbergen. Sie mußte daher auf einen andern Zufluchtsort denken. Der Krieg, der noch immer jene Gegenden verheerte, machte einen ländlichen Aufenthalt, beſonders für ein Frauenzimmer, unſicher. Sie beſchloß daher — nachdem ſie des Predigers Freundſchaft belohnt hatte, ſo viel ſich dergleichen durch Geſchenke belohnen läßt — mit ihrer Erbſchaft in eine nahe Feſtung zu ziehen. Dort kaufte ſie ein Haus, und lebte eingezogen, doch auf einem anſtändigen Fuße, unter dem Namen der Witwe van Shipper.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Sturm.

Länger als ein Jahr hatte ſie nun von Wilhelm gar keine Nachrichten einziehen können. Zwar hielt der graue Mann die Hamburger Zeitungen, und Hannchen ermangelte nicht, nach jeder gelieferten Schlacht die Namen der Verwundeten und Gebliebenen ängſtlich zu durchlaufen; glücklicherweiſe fand ſich Wilhelm's Name nie darunter; ihr Gebet ſchien ihn unverwundbar gemacht zu haben. Aber auch unter denen, welche ſich beſonders hervorgethan, ſuchte ſie dieſen lieben Namen immer vergebens, und verwünſchte oft heimlich ſeinen Unſtern, der ihm vermuthlich keine Gelegenheit dargeboten, ſich auszuzeichnen.

Jetzt, als eine junge, reiche, unabhängige Witwe, fuhr es ihr täglich mehr als hundertmal durch den Sinn: »wo iſt Wilhelm? — liebt er mich noch?« — Auf die letztere Frage antwortete ihr Herz immer richtig Ja, aber die erſtere konnte ihr ſo leicht niemand beantworten, denn noch immer wütete die Flamme des Krieges, und das Land ihres Aufenthalts war für Wilhelm ein feindliches Land.

Digitized by Google

Wenn ſie nur irgend einen Vertrauten hätte, den ſie ſchicken könnte — nicht etwa um alte, längſt vergeſſene Verhältniſſe wieder anzuſpinnen — Gott bewahre! ſo etwas geſteht das Herz der Zunge nie — nein, nur um zu wiſſen, ob er lebt? die Schweſter darf ſich doch ohne Scheu nach dem Leben des Bruders erkundigen? — und wer weiß wie es ihm geht? ob nicht Armuth ihn hindert, emporzuſteigen? — Sie iſt noch tief in ſeiner Schuld. Er darbte ſich einſt den Biſſen vom Munde, um ihr die Hälfte ſeiner Gage ſchicken zu können. Es waren freilich nur wenige Thaler, aber das Herz rechnet nicht nach Thalern, und kurz, es war die Hälfte! — muß ſie nicht jetzt ihr Vermögen mit ihm theilen? — O gern! gern! wenn ſie ihn nur zu finden wüßte! — wenn ſie nur einen klugen, treuen, verſchwiegenen Menſchen wüßte, den ſie nach ihm ausſenden könnte. — Da iſt freilich Peter — er iſt treu und verſchwiegen, aber klug? — ja allenfalls könnte man von ihm ſagen: klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben; die Schlangen ſind aber nur in der Bibel klug. Indeſſen — was bedarf es denn auch für eine beſondere Klugheit, einen Menſchen auszufragen, der ſo und ſo heißt? — Als reiſender Kaufmann die Gegenden durchſtreichen, wo die feindliche Armee ſteht; von einem Regiment zum andern den Namen eines Offiziers ausforſchen, bis man endlich ſeinen Mann gefunden; ihm dann mit zwei Worten ſagen: »Schweſter

Hannchen läßt grüßen, sie wohnt jetzt in R * * —» das ist die ganze Kunst, und der möchte Peter wohl gewachsen sein. — Freilich wird er oft eine Meile laufen, wo ein anderer kaum zehn Schritte thäte; er wird den Namen der Witwe van Shipper oft dem Spötteln der jungen Fähnrichs und Lieutenants aussetzen; aber was ist's nun mehr? wer kennt die Witwe van Shipper? wer weiß um ihre Verhältnisse mit Wilhelm? — Es sei gewagt! —

Peter erhält ein paar hundert Dukaten Reisegeld, muß seine Lektion auswendig lernen, und begibt sich mit der Versicherung auf den Weg: »er wolle den jungen Herrn wohl finden, und wenn er ihn auch bis zu den Moscowitern nachlaufen sollte.»

Schon seit zwei Monaten ist er abgereist, Hannchen zählt die Minuten bis zu seiner Zurückkunft; sie zieht sich während seiner Abwesenheit noch mehr von der Welt zurück, und lebt allein für die frohe Hoffnung, ihren Wilhelm gesund und treu wieder zu finden. — Gesund? — das mag hingehen — aber warum auch treu? — hatte sie ihm nicht entsagt? — und wenn er nun vielleicht während ihrer Trennung ein schönes, gutes, reiches Mädchen gefunden, sein Schicksal an das ihrige gekettet hatte; mußte Hannchen es ihm nicht Dank wissen, daß er der Schwäche ihres Herzens zu Hilfe gekommen? daß er sie auf immer

vor einem Rückfall ſicher geſtellt hatte? — Sie glaubte vormals ſeiner unwerth zu ſein, hatte ſich denn nun in ihrer Lage etwas geändert? — der Reichthum konnte ihr doch den verlornen Ruf nicht wieder geben.

Nun ja! ja! ſie verſtand ja auch nur unter dem Worte treu die brüderliche Treue; auf dieſe Anſpruch zu machen, blieb ihr doch wohl vergönnt?

Genug! wir wollen über ihre Empfindungen nicht mit ihr rechten, ſondern kühn vorausſetzen, daß keine Leſerin den erſten Stein auf ſie werfen würde.

Schon zwei Monate hatte ſie vergebens geharrt. Der Kriegsſchauplatz rückte immer näher, und bald mußte ſie für's erſte der Hoffnung ganz entſagen, ihren Boten heimkehren zu ſehen; denn die Feſtung R** wurde plötzlich berannt, und gleich darauf förmlich belagert; folglich durfte kein lebendiges Weſen weder zum Thore hinausgehen noch hereinkommen. Spione mochten ſich allenfalls durchſchleichen, aber zum Spion war der ehrliche Peter verdorben.

Die Bürger der Stadt R** bezeugten wenig Luſt, ihre Häuſer von feindlichen Bomben durchwühlen zu laſſen; ſie überreichten dem Kommandanten eine Vorſtellung nach der andern, mit der Bitte, die Feſtung zu übergeben. Aber der wackere General kannte ſeine Pflicht, und als er des Ueberlaufens endlich müde wurde, ſchwur er, den Er-

ſten, der noch einmal von Uebergabe ſprechen würde, auf dem Walle an einen Baum knüpfen zu laſſen. Dieſe Drohung wirkte, die Bürger verſtummten und ertrugen Mangel und Angſt mit heimlichen Murren.

Die Werke der Belagerer rückten immer näher. Was die Belagerten mühſam in einer Woche zerſtörten, wuchs oft in einer Nacht wieder in die Höhe. Man fing an, den Donner des Geſchützes eben ſo gewohnt zu werden, als das Glockengeläute am Sonntage. Noch hatte der Feind den Feſtungswerken wenig Schaden zugefügt; noch war eben keine Hungersnoth zu befürchten; indeſſen ließ er mehr als einmal die Beſatzung auffordern. Ein Offizier, der einſt in ähnlicher Abſicht, von einem Trompeter begleitet, an das Thor kam, wurde mit verbundenen Augen zum Kommandanten geführt.

Hannchen wohnte gerade in einer Straße, wo er vorbei mußte, ſie hörte einen Auflauf, ſie trat an's Fenſter — ha! unter Tauſenden hätte ſie Wilhelm erkannt! — Zwar bedeckte das weiße Tuch ihm die Augen und einen Theil der Naſe, aber ſein Mund, Haar, Gang, Wuchs — er war es! o ſie hätte ihn unter Tauſenden erkannt! — Sie ſchrie laut auf, und ſtreckte beide Arme zum Fenſter heraus. Glücklicherweiſe verſchlang das Volksgetümmel ihr Gekreiſch, und da aller Augen nur auf den Fremden ge-

heftet waren, so blieb auch ihre sonderbare Bewegung unbemerkt.

Mit bangem Herzklopfen erwartete sie seine Zurückkunft, um sich ganz zu überzeugen. Eine halbe Stunde kroch vorüber; Hannchen ging mit schnellen Schritten auf und nieder, und immer zog eine magische Gewalt sie wieder an's Fenster. Endlich kam er. — O ja er war es! schon von ferne war sie dessen gewiß! — Da führen die Unmenschen ihn vorüber — er ist ihr so nahe — jede Muskel bebt ihm entgegen — ach; sie darf ihn nicht rufen — ach! sie kann ihn nicht zurückhalten — er verschwindet aus ihren Augen, und sie sinkt betäubt auf den Sofa.

Als sie ihre Besinnung wieder fand, erinnerte sie sich, ein Kreuz in seinem Knopfloch erblickt zu haben. »Edler Wilhelm!« rief sie, »du hast dich brav gehalten! pfui der lügenhaften Zeitungen, die mir deine Thaten verschwiegen!« — Dies Kreuz schmeichelte Hannchens Eitelkeit nicht wenig; ein liebendes Weib glaubt sich immer selbst in dem Geliebten geehrt. Ihre Sehnsucht, den tapfern Bruder in ihre Arme zu schließen, verdoppelte sich; täglich flogen ihre Gedanken mit den Schwalben über Graben und Wälle, und — wir müssen bekennen, daß sie seit dieser Erscheinung eine untreue Staatsbürgerin wurde; denn hätte es in ihrer Macht gestanden, so würde die Festung auf Gnade oder Ungnade übergeben worden sein.

Digitized by Google

Sie konnte ihre Freude nicht unterdrücken, so oft sie hörte, daß eine neue Batterie zu spielen anfange, und daß der Ort von allen Seiten immer enger und enger eingeschlossen, jede Zufuhr abgeschnitten werde. Als der Kommandant für nöthig fand, um einer Hungersnoth vorzubeugen, die Brotportionen einzuschränken, und darüber ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern entstand, blieb Hannchen allein ruhig und unbekümmert, denn sie hielt das für ein Zeichen der nahen Uebergabe, und hätte bis dahin gern täglich von einer Unze gelebt. So sind auch die besten Menschen! Die Leidenschaft für das Vaterland ausgenommen, macht jede andere Leidenschaft uns zu Egoisten, und erstickt den Sinn für das Wohl des Ganzen.

Doch die Erfüllung ihrer Hoffnung war noch nicht so nahe als sie glaubte. Mit dem zunehmenden Mangel nahm auch der hartnäckige Muth des Kommandanten zu, und er gab auf die letzte Aufforderung, bei welcher man mit Sturm drohte, die stolze Antwort: daß er sich unter den Trümmern seiner Festung begraben werde. Die Feinde machten nun wirklich Anstalten zum Sturm, und die Belagerten blieben Tag und Nacht auf den Wällen, zur tapfersten Gegenwehr bereit.

Es war in einer regnichten Septembernacht, als der Donner des Geschützes die Bürger aus dem ersten Schlum-

mer weckte. Der Feind machte plötzlich seine Drohung wahr, und stürmte mit gräßlichem Geschrei die Wälle. Das Geheul auf den Straßen, das Wimmern der Weiber, das Kreischen der Kinder, der Donner der Kanonen, das Brüllen der Streitenden in der Ferne, die Bomben in der Luft, welche das fürchterliche Schauspiel gräßlich erleuchteten — alles das konnte auch den festesten Muth erschüttern. Doch kaum blieb Hannchen der Sinn für ihre eigene Gefahr; sie sah nur Wilhelm mit Blut bespritzt, sie lag auf den Knien und betete für Wilhelm!

Mehrere Stunden blieb der Sieg zweifelhaft, bis der Tag anbrach, und mit ihm das Geschrei durch alle Gassen tönte: der Feind ist in der Stadt! — Was fliehen konnte, floh; man verbarg sich in Kirchen und Klöstern; man versteckte sich in Kellern und auf Böden — Wie ein brausender Waldstrom wälzte sich der Haufe der feindlichen Soldaten durch die Straßen; überall waren die Thüren verriegelt, überall wurden sie mit Gewalt erbrochen; jedes Kaufmannsgewölbe, jedes ansehnliche Haus geplündert; die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter gerissen und auf Piken geschleudert; keusche Gattinnen, züchtige Dirnen, in Gegenwart ihrer Männer und Väter geschändet. Vergebens suchten die Offiziere diesen Gräueln zu steuern, das Band der Subordination war zerrissen, ihre Stimme verhallte in dem fürchterlichen Wirrwarr.

Digitized by Google

Auch in Hannchens Wohnung drang eine wüthende Bande. Sie lag betend auf ihren Knien. Die gierigen Räuber fielen zuerſt über ihr Silberzeug her, erbrachen und plünderten ihre Schränke. Aber plötzlich erwachten, beim Anblick der ſchönen Betenden, raſende Begierden in ihrer Bruſt. Sie ſtürzten ſich auf die Beute mit viehiſcher Wuth — das arme Schlachtopfer rang ohnmächtig mit ſeinen Henkern — ach! es war um ſie geſchehen! hätte nicht ihr gellendes Gekreiſch einen menſchenfreundlichen Retter herbeigelockt. Ein junger Offizier trat herein, ergriff raſch den brutalſten der Böſewichte bei den Haaren, und drohte, ihn mit ſeinem entblößten Degen zu durchbohren. Der feſte Ton, mit dem er ſprach, und die Degenſpitze auf der Bruſt, machten den Wollüſtling nüchtern; einer nach dem andern ſchlich mit dem geraubten Silber davon, und die Gerettete blieb allein mit ihrem Retter.

Sie erwachte aus einer ohnmächtigen Betäubung. Schüchtern blickte ſie zu ihrem Befreier empor, und hoffte ihren Wilhelm in ihm zu erkennen. Er war es nicht. Ein junger Mann von edlem Anſehen ſtand vor ihr, und dankte freudig dem Glück, das ihn zum Werkzeug ihrer Rettung erkoren habe.

Noch waren ihre Sinne umſchleiert, ſie konnte nur halbe Worte ſtammeln. Mit dankbaren Thränen in den

Digitized by Google

Augen zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, den sie dem großmüthigen Fremdling anbot, und den er bescheiden ausschlug. »Wollen Sie,« sagte er, »meiner Handlung auch das kleine Verdienst noch rauben, welches sie bereits mit dem Zufall theilen muß!« — Er blieb zu ihrem Schutz, bis der erste Lärm vorüber, und die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt war. Dann verließ er sie mit dem Versprechen, seinen Besuch so bald als möglich zu wiederholen, und Hannchen erinnerte sich zu spät, daß sie ihn doch wenigstens um seinen Namen hätte fragen sollen. Wilhelm's Name hingegen hatte ihr hundertmal auf der Zunge geschwebt, und nur ein gewisses schamhaftes Gefühl von Schicklichkeit sie verhindert, sich in diesem Augenblicke nach ihm zu erkundigen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Belohnte Treue.

Nachdem Hannchen ſich von Angſt und Schrecken ein wenig erholt, brachte ſie die übrige Zeit des Tages am Fenſter zu, und muſterte die feindlichen Offiziere, die nun häufig vorübergingen. Sie bebte, ſo oft ſie eine Geſtalt erblickte, die in Wuchs oder Gang einige Aehnlichkeit mit der Geſtalt ihres geliebten Bruders hatte. Oft wähnte ſie, in der Ferne ihn zu ſehen. »Das iſt er! das iſt er!« flüſterte ihr Herz, aber er kam näher und war es nicht.

»O! warum mußte ich meine Rettung einem Fremdling verdanken! warum führten nicht Zufall und Liebe ihn in das Haus der Schweſter! — Oder — Gott! — wenn er todt wäre! — gewiß hat ihn ſein Muth zu weit geführt — gewiß war er der Erſte auf der Sturmleiter — ach! er wußte nicht, daß eben hier ſein Hannchen ihre Knie wund lag, um einen Schutzengel für ſein Leben zu erflehen! «—

So ſchwankte ihre Seele zwiſchen Furcht und Hoffnung. Länger als bis zu der verſprochenen Wiederkunft des jun-

gen Offiziers konnte ſie dieſe fürchterliche Ungewißheit nicht ertragen, und feſt war der Entſchluß, alsdann ſogleich Nachricht von Wilhelm einzuziehen.

»Möchte der Fremdling doch nur bald kommen! wo bleibt er! warum gab ich einer unzeitigen Scham Raum! vielleicht läge ich nun ſchon in Wilhelm's Armen!"

Geduld, liebes Hannchen! blicke die Straße hinab — da kommt er ſchon, dein Befreier; du erkennſt ihn an dem ſchlanken Wuchs, dem heitern blauen Auge; — jetzt grüßt er dich freundlich — jetzt klopft er an deine Hausthür — die Magd thut ihm auf; hörſt du ſeinen Gang auf der Treppe? — warum zitterſt du? — biſt du noch nicht einig mit dir ſelbſt, wie du deinen Wunſch ihm vortragen ſollſt?

Der Offizier trat herein. Hannchen wollte ihn mit Höflichkeitsworten bewillkommen, er ließ ihr keine Zeit dazu. »Madame," ſagte er, »Sie waren ſo gütig, mir dieſen Morgen einen Beweis Ihrer Dankbarkeit geben zu wollen. So ungern ich mir auch mein geringes Verdienſt ſchmälern laſſe, ſo bin ich doch genöthigt, in dieſem Augenblick Gebrauch von Ihrem Wohlwollen zu machen —"

Hannchen mißverſtand ihn, und griff raſch nach dem Ringe, den ſie vom Finger ziehen wollte. Der Offizier machte eben ſo raſch eine verneinende Bewegung mit der Hand.

»Nicht das iſt es, warum ich Sie zu bitten kam. Ich wage einen andern Wunſch, der Sie vielleicht in Verlegenheit ſetzt. Ich habe einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebe. Er iſt beim Sturm gefährlich verwundet worden. Man hat ihn, in der erſten Verwirrung, in ein Haus gebracht, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit mangelt, und die Menge der Bleſſirten eine genaue Sorgfalt unmöglich macht. Wäre Ihr Haus groß genug, ihn aufzunehmen, ſo würden Sie nicht allein den Dienſt, den ich ſo glücklich war Ihnen zu leiſten, überreich vergolten haben, ſondern mich auch zu Ihrem ewigen Schuldner machen; denn was Sie für dieſen meinen Freund thun, gilt mir mehr, als ob Sie mich mit Schätzen überhäuften!» —

Bei dieſen Worten trat ihm eine Thräne in's Auge. Hannchen war gerührt. Haſtig verſetzte ſie: »und wenn ich nur dieſes Zimmer hätte, ſo würde ich auf dem Boden ſchlafen, bis Ihr Freund außer Gefahr iſt. Es ſoll ihm hier an nichts fehlen. Darf ich um ſeinen Namen bitten?» —

Der Hauptmann von Eichenwald.

»Und der Ihrige?» —

Lieutenant Perlſtädt.

»Gehen Sie, mein Herr, machen Sie die ſchleunigſten Anſtalten, Ihren Freund hieher zu bringen. Dies Haus und alles, was ich habe, gehört ihm und Ihnen.»

Der Offizier küßte ihr dankbar die Hand, und flog die Treppe hinab.

Schon wieder hatte ſie verſäumt, ſich nach Wilhelm zu erkundigen. Aber war dies wohl der Augenblick zu ſolchen Fragen? — der Freund des Mannes, dem ſie die Rettung ihrer Ehre ſchuldig war, lag hilflos im Lazareth, ſein Leben hing vielleicht an einer Minute; wie würde der biedere Jüngling, der mit Thränen in den Augen von ſeinem Freunde ſprach, ihre unzeitige Neugierde aufgenommen haben? — nein, ſie konnte ſich's nicht verübeln, daß ſie diesmal noch die Liebe der heiligen Pflicht der Dankbarkeit nachgeſetzt hatte. Sie ließ ſogleich das beſte Zimmer ihres Hauſes für den erwarteten Gaſt zubereiten, und eine halbe Stunde nachher trugen vier Grenadiere auf einer von Zweigen geflochtenen Hürde den Verwundeten die Straße herauf.

Hannchen warf einen mitleidsvollen Blick herab auf den todtenblaſſen jungen Mann, der mit geſchloſſenen Augen ohne Bewegung lag, und nicht zu wiſſen ſchien, was mit ihm vorging. Sein Freund begleitete den Zug, und wachte ängſtlich über jeden Schritt der Träger, warnte ſie vor jedem Steine, der etwa im Wege lag.

»Aber, mein Gott! — welche Aehnlichkeit — dieſer Hauptmann Eichenwald — und Wilhelm — er iſt es ſelbſt! — nicht möglich! — er iſt es! — nein! nein! um Gottes willen! welche gräßliche Täuſchung!«

Jetzt trugen sie ihn in das Haus, wo man, um seiner Bequemlichkeit willen, ihm die untersten Zimmer eingeräumt hatte. Hannchen wollte die Treppen herunterstürzen, aber sie erreichte nicht einmal die Stubenthür; ihre Knie zitterten, sie mußte sich schnell an einem Stuhle halten. Sie war ganz allein. Vergebens rief sie ihr Mädchen und einen Burschen, der sie in Peters Abwesenheit bediente; beide hatte die Neubegier herunter in das Vorhaus gelockt, um den verwundeten Offizier herein tragen zu sehen.

Ach! welche grausame Angst! welches grausame und immer vergebliche Streben aller Seelenkräfte, den gelähmten Körper wieder in Bewegung zu setzen! — »Wenn es Wilhelm war — und ich kann nicht hier fort — bin an diese Stelle gebannt — und er bedarf vielleicht meiner Hilfe — oder — der fürchterliche Augenblick ist nahe, wo er keiner menschlichen Hilfe mehr bedarf — Gott! — er stirbt — und ich soll ihn nicht noch einmal sehen! —" Sie machte abermals einen Versuch fortzuwanken, aber vergebens! der Schrecken hatte sie gelähmt.

Ruhig! ruhig, armes Hannchen! warum bist du sinnreich, dich zu quälen? was geht der Hauptmann Eichenwald dich an? kann eine flüchtige Aehnlichkeit mit Wilhelm dich so ganz um deine Fassung bringen? — Auch hat dir wohl nur die Einbildungskraft einen Streich gespielt. Wer in der Dämmerung jeden Winkel schüchtern durch-

ſpäht, und immer ein Geſpenſt zu ſehen fürchtet, der ſieht am Ende wirklich Geſpenſter.

So flüſterte die Vernunft, wenn die Angſt ſie zum Worte kommen ließ. Aber ihr Flüſtern brachte eben ſo wenig Faſſung in Hannchens Seele, als ein Zephyr Ruhe in ein vom Sturm bewegtes Meer haucht. Erſtarrung und Zerrüttung aller Sinne waren ihrer ganzen Geſtalt noch ſichtbar ausgedrückt, als Lieutenant Perlſtädt hereintrat, ihr zu danken. Er wurde auf den erſten Blick gewahr, daß hier etwas außerordentliches vorgefallen ſein müſſe. »Um Gotteswillen, Madame, was iſt Ihnen? Sie ſcheinen ſehr bewegt?«

»Und bin es! — ſagen Sie mir, Herr Lieutenant — wiederholen Sie es mir noch einmal — wie heißt Ihr Freund?«

Hauptmann von Eichenwald —

»Gewiß?«

Ganz gewiß! aber woher —

»Nun dann bin ich ruhig. — Verzeihen Sie, mein Herr — ein Spiel der Natur — eine auffallende Aehnlichkeit — ich habe einen Bruder in Ihren Dienſten — er nennt ſich Wieſe —«

Iſt's möglich! — Madame — dieſer Wieſe — und dieſer Hauptmann Eichenwald — aber er hatte nie eine Schweſter —

Hannchen (außer ſich). Gleichviel, mein Herr! um Gottes willen! was wollten Sie ſagen?

Beide ſind nur eine Perſon!

Er ſprach dieſe Worte ſo unbeſonnen raſch aus, daß er auch nicht einmal Zeit hatte, die ohnmächtig Hinſtürzende in ſeinen Armen aufzufangen. Man kam ihr ſchleunig zu Hilfe, man trug ſie auf das Bett. Perlſtädt, mit Wilhelm's Herzen vertraut, errieth plötzlich, wen er vor ſich habe, und machte ſich bittere Vorwürfe über ſeine Unbeſonnenheit. Er ſaß neben ihr, hielt ihre Hand in der ſeinigen, beſpritzte ſie mit geiſtigen Waſſern, rieb ihr die Schläfe, und lauſchte mit banger Sehnſucht nach dem erſten Athemzuge.

Endlich ſchlug Hannchen die Augen auf. »Lebt er noch?« waren ihre erſten Worte. »Beruhigen Sie ſich, Madame,« ſagte Fritz mit freundſchaftlicher Wärme; wenn meine Vermuthung mich nicht täuſcht — wenn ich wirklich Jeannete Jerome vor mir ſehe —«

Ich bin es, liſpelte ſie leiſe.

»Wohlan, ſo wird Alles gut gehen. Dieſer Name wird meines Freundes Leben retten.«

Laſſen Sie mich zu ihm.

»Was verlangen Sie? die plötzliche Freude würde ihn tödten. Er muß vorbereitet werden.«

Sind ſeine Wunden gefährlich?

»Noch iſt der erſte Verband nicht abgenommen, doch der Feldſcheer gab die beſte Hoffnung.«

Liebt er mich noch?

»Welche Frage!«

Aber woher der fremde Name?

»Hauptmann Wieſe ſtürmte einſt einen Verhack, und occupirte einen Eichenwald! aus welchem er den dreimal ſtärkern Feind mit übermenſchlicher Tapferkeit vertrieb. Dieſe Poſition hatte eine gewonnene Schlacht zur Folge. Um ihn zu belohnen, gab ihm der König — was die Natur ihm ſchon längſt gegeben hatte — den Adel, und nannte ihn, zum Andenken jener Begebenheit: von Eichenwald.«

Gern hätte Hannchen noch ſtundenlang dem Erzähler zugehört, denn er ſprach ja von Wilhelm! aber plötzlich fiel ihr ein, wie unentbehrlich Fritz am Krankenbette ſeines Freundes ſei. Haſtig trieb ſie ihn hinunter, er ſollte nachſehen, ob dem Geliebten nichts mangle? — ob ſich noch kein Anſchein zur Beſſerung zeige? — ob die Bewegung ihm nichts geſchadet? — ob er ſich an das fremde Zimmer gewöhnen könne? — Immer rief ſie ihn zurück — immer hatte ſie noch etwas vergeſſen.

Fritz brachte ihr die troſtvolle Botſchaft, daß Wilhelm ruhig ſchlummere, und nun konnte ſie der Begierde nicht widerſtehen, ihn wenigſtens ſchlummernd zu betrachten. Sie zog die Schuhe aus, und ſchlich hinunter an ſeine Kammerthür — ſie lauſchte durch eine Ritze — Freude — Schmerz — Hoffnung — Wehmuth — jede dieſer Empfindungen preßte Thränen in ihr Auge. Fritz mußte ſie mit ſanfter Gewalt wegziehen, damit ihr Schluchzen nicht den Kranken wecke.

Es vergingen mehrere Wochen, ehe Fritz es wagen durfte, ſeinem Freunde die frohe Neuigkeit zu hinterbringen. Er that es mit der möglichſten Vorſicht, und ließ ihn nur nach und nach errathen, daß er mit der Geliebten unter einem Dache wohne. Doch würde vielleicht die Freude den kaum Geneſenen zu Gift geworden ſein, hätte er nicht in dem Namen van Shipper ein wohlthätiges Gegengift gefunden.

Witwe van Shipper? alſo war es ihr doch möglich, einem andern Manne ihre Hand zu reichen? — das mäßigte ſein Entzücken, das machte ihn ſtill traurig.

Fritz errieth, was in ſeiner Seele vorging, und verſcheuchte die trüben, mißtrauiſchen Gedanken durch ſeine Erzählung von Hannchens Schickſalen. Begierig ſog Wilhelm jedes Wort in ſich. O! ſein liebendes Herz empfing

willig den ſchmeichelnden Troſt von Freundes Lippen; gerechtfertigt ſtand die Geliebte vor ihm da — kaum konnte er den Augenblick erwarten, ſie an ſeine Bruſt zu drücken — er verwünſchte den Arzt, der ihm noch immer jede heftige Gemüthsbewegung auf das ſtrengſte unterſagte.

Die erſeufzte Stunde kam endlich — die Thür flog auf — Hannchen lag in ſeinen Armen! — Gefühle verſchloſſen beiden den Mund — Gefühle, die keine Feder beſchreibt und keine Zunge nachlallt. In ſüßer Ermattung ſaß Wilhelm auf dem Sofa, im rechten Arm hielt er die treue Geliebte, und im linken den Freund, dem er die Rettung ihrer Ehre verdankte. Ich bin der glücklichſte Menſch auf Erden! mehr konnte er nicht ſprechen.

Gleichgiltig vernahm er einige Wochen nachher, daß der König ihn zum Major ernannte. Wie hätte er ſich jetzt darüber freuen können. Morgen war ja ſein Hochzeitstag! und gerade an dieſem frohen feſtlichen Tage kam Peter von ſeiner Wanderſchaft zurück, um ſeiner Gebieterin mit trübſeliger Miene zu berichten: daß er, trotz alles Suchens, den Herrn Lieutenant Wieſe nicht habe finden können.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 100 908 078